

SOZIALE WELT

3/2025

76. Jahrgang | Seite 213–336
ISSN 0038-6073 E 45959

Zeitschrift für
sozialwissenschaftliche
Forschung
The German Sociological
Review

www.soziale-welt.nomos.de

Aus dem Inhalt

Aufsätze

Sören Petermann, Karen Schönwälder, Eloisa Harris,
Margherita Cusmano

Diffuse Vielfalt

Migration in individuellen Wahrnehmungen und
Kategorisierungen

Emily Hellriegel

Grenzenlos schön?

Der Zusammenhang zwischen ethnischen Grenzen und
wahrgenommener physischer Attraktivität

Franziska Blaas und Rike Stotten

Ernährung als Ausdruck sozialer Position

Über Distinktionspraktiken beim Konsum von Lebensmitteln
aus alternativen Ernährungssystemen

Marina Vukoman, Dominik Spreen und Carsten G. Ullrich

Zwischen Distinktion und Affiliation

Deutungsmuster und Selbstpositionierungsweisen
Arbeitsloser

Herausgeber

Tobias Wolbring

Eva Barlösius

Monika Jungbauer-Gans

Stefan Liebig

Malte Reichelt

Christian von Scheve

Daniela Schiek

Gelistet im
**Social Sciences
Citation Index**
Clarivate Analytics

 Nomos
eLibrary

 **Nomos**

Herausgeber: Prof. Dr. Tobias Wolbring, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg (V.i.S.d.P.), Prof. Dr. Eva Barlösius, Leibniz Universität Hannover, Prof. Dr. Monika Jungbauer-Gans, Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW) und Leibniz-Universität Hannover, Prof. Dr. Stefan Liebig, Freie Universität Berlin, Jun.-Prof. Dr. Malte Reichelt, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Prof. Dr. Christian von Scheve, Freie Universität Berlin, Prof. Dr. Daniela Schiek, Universität Bielefeld

Schriftleitung: Dr. Christoph Müller, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg

Die Soziale Welt wird im *Social Sciences Citation Index* erfasst.

Inhalt

Aufsätze

<i>Sören Petermann, Karen Schönwälder, Eloisa Harris, Margherita Cusmano</i>	
Diffuse Vielfalt	
<i>Migration in individuellen Wahrnehmungen und Kategorisierungen</i>	215
<i>Emily Hellriegel</i>	
Grenzenlos schön?	
<i>Der Zusammenhang zwischen ethnischen Grenzen und wahrgenommener physischer Attraktivität</i>	244
<i>Franziska Blaas und Rike Stotten</i>	
Ernährung als Ausdruck sozialer Position	
<i>Über Distinktionspraktiken beim Konsum von Lebensmitteln aus alternativen Ernährungssystemen</i>	285
<i>Marina Vukoman, Dominik Spreen und Carsten G. Ullrich</i>	
Zwischen Distinktion und Affiliation	
<i>Deutungsmuster und Selbstpositionierungsweisen Arbeitsloser</i>	310

Impressum

Soziale Welt – Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung (SozW)

The German Sociological Review

ISSN 0038-6073

Hauptherausgeber: Prof. Dr. Tobias Wolbring, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg (Vi.S.d.P.)

Schriftleitung: Dr. Christoph Müller, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg

Einsendungen bitte an: Lehrstuhl für Empirische Wirtschaftssoziologie, FAU Erlangen-Nürnberg, Fintelgasse 7/9, 90402 Nürnberg, E-Mail: soziale-welt@nomos-journals.de
www.soziale-welt.nomos.de

Manuskripte und andere Einsendungen: Alle Einsendungen sind an die o. g. Adresse zu richten. Es besteht keine Haftung für Manuskripte, die unverlangt eingereicht werden. Sie können nur zurückgegeben werden, wenn Rückporto beigelegt ist. Die Annahme zur Veröffentlichung muss in Textform erfolgen. Mit der Annahme zur Veröffentlichung überträgt die Autorin/der Autor der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG an ihrem/seinem Beitrag für die Dauer des gesetzlichen Urheberrechts das exklusive, räumlich und zeitlich unbeschränkte Recht zur Vervielfältigung und Verbreitung in körperlicher Form, das Recht zur öffentlichen Wiedergabe und Zugänglichmachung, das Recht zur Aufnahme in Datenbanken, das Recht zur Speicherung auf elektronischen Datenträgern und das Recht zu deren Verbreitung und Vervielfältigung sowie das Recht zur sonstigen Verwertung in elektronischer Form. Hierzu zählen auch heute noch nicht bekannte Nutzungsformen. Das in § 38 Abs. 4 UrhG niedergelegte zwingende Zweitverwertungsrecht der Autorin/des Autors nach Ablauf von 12 Monaten nach der Veröffentlichung bleibt hiervon unberührt. Eine eventuelle, dem einzelnen Beitrag oder der jeweiligen Ausgabe beigelegte Creative Commons-Lizenz hat im Zweifel Vorrang. Zum Urheberrecht vgl. auch die allgemeinen Hinweise unter www.nomos.de/urheberrecht.

Unverlangt eingesandte Manuskripte – für die keine Haftung übernommen wird – gelten als Veröffentlichungsvorschlag zu den Bedingungen des Verlages. Es werden nur unveröffentlichte Originalarbeiten angenommen. Die Verfasser erklären sich mit einer nicht sinnentstellenden redaktionellen Bearbeitung einverstanden.

Urheber- und Verlagsrechte: Alle in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Der Rechtsschutz gilt auch im Hinblick auf Datenbanken und ähnlichen Einrichtungen. Kein Teil dieser Zeitschrift darf außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes oder über die Grenzen einer eventuellen, für diesen Teil anwendbaren Creative Commons-Lizenz hinaus ohne schriftliche Genehmigung des Verlags in irgendeiner Form vervielfältigt, verbreitet oder öffentlich wiedergegeben oder zugänglich gemacht, in Datenbanken aufgenommen, auf elektronischen Datenträgern gespeichert oder in sonstiger Weise elektronisch vervielfältigt, verbreitet oder verwertet werden. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht die Meinung der Herausgeber/Redaktion wiedergeben.

Der Verlag beachtet die Regeln des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels e.V. zur Verwendung von Buchrezensionen.

Anzeigen: Verlag C.H. Beck GmbH & Co. KG, Media Sales, Dr. Jiri Pavelka, Wilhelmstraße 9, 80801 München
Tel: (089) 381 89-612, mediasales@beck.de

Verlag und Gesamtverantwortung für Druck und Herstellung: Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, Waldseestr. 3-5, 76530 Baden-Baden, Telefon: 07221/2104-900, Telefax 07221/2104-899, www.nomos.de

Geschäftsführer: Thomas Gottlöber, HRA 200026, Mannheim

Bankverbindung: Sparkasse Baden-Baden Gaggenau, IBAN DE05662500300005002266 (BIC SOLADES1BAD)

Erscheinungsweise: vierteljährlich

Preise: Individualkunden: Jahresabo 149,00 € inkl. digitaler Einzelplatzlizenz, Vorzugspreis für Studierende 52,00 € inkl. digitaler Einzelplatzlizenz, Institutionen: Jahresabo 369,00 € inkl. digitaler Mehrplatzlizenz. Der Digitalzugang wird in der Nomos eLibrary bereitgestellt. Einzelheft: 45,00 €. Die Abopreise verstehen sich einschließlich der gesetzlichen Umsatzsteuer und zuzüglich Vertriebskostenanteil (Inland 18,00 €/Ausland 36,00 €) bzw. Direktbeorderungsgebühr 3,50 €. Die Rechnungsstellung erfolgt nach Erscheinen des ersten Hefes des Jahrgangs.

Bestellungen über jede Buchhandlung und beim Verlag.

Kundenservice: Telefon: +49-7221-2104-222, Telefax: +49-7221-2104-894, E-Mail: service@nomos.de

Kündigung: Abbestellungen mit einer Frist von sechs Wochen zum Kalenderjahresende.

Adressenänderungen: Teilen Sie uns rechtzeitig Ihre Adressenänderungen mit. Dabei geben Sie bitte neben dem Titel der Zeitschrift die neue und die alte Adresse an.

Hinweis gemäß Art. 21 Abs. 1 DSGVO: Bei Anschriftenänderung kann die Deutsche Post AG dem Verlag die neue Anschrift auch dann mitteilen, wenn kein Nachsendeauftrag gestellt ist. Hiergegen kann jederzeit mit Wirkung für die Zukunft Widerspruch bei der Post AG eingelegt werden.

Sören Petermann,* Karen Schönwälder,** Eloisa Harris,***
Margherita Cusmano****

Diffuse Vielfalt*****

Migration in individuellen Wahrnehmungen und Kategorisierungen

Zusammenfassung: Menschen nehmen permanent alltägliche Ordnungsleistungen vor. Unter anderem differenzieren und kategorisieren sie die sie umgebenden Menschen. Welche Bedeutung solche alltagsweltlichen Differenzierungen haben, ist bislang unzureichend untersucht. Dieser Beitrag zeigt, dass eine Analyse subjektiver Wahrnehmungen und Beschreibungen, hier der Wohnumgebung, aufschlussreich ist für ein Verständnis von Einstellungen zu Vielfalt und Migration. Zugrunde liegen umfangreiche Befragungen aus den Jahren 2010 und 2019/20, deren Daten eine Kombination von quantitativen und qualitativen Analysen erlauben. Untersucht wird, wie sich die gewachsene gesellschaftliche Vielfalt in Wahrnehmungen der Bevölkerung im Wohnumfeld spiegelt. Migrationsbezogene Differenzierungen stehen im Vordergrund, aber durchaus neben anderen Aspekten von Vielfalt. Wo Migration salient ist, korreliert dies nicht mit bestimmten Bewertungen der Vielfalt. Analysen, die in Einstellungen zur Politik einen Zusammenhang von Salienz und negativen Dispositionen zeigen, sollten offenbar nicht verallgemeinert werden. Auch die Begriffe, mit denen migrationsbezogene Differenz beschrieben wird, sagen wenig aus über eine Akzeptanz von Vielfalt und Teilhabe. Solche „symbolic boundaries“ bleiben überraschend uneindeutig. Die Analysen zeigen das Bild einer „diffusen Vielfalt“ in den Wahrnehmungen, in denen scharfe Grenzziehungen an Relevanz verlieren. Die Befunde sind relevant im Hinblick auf die Analyse alltagsweltlicher Wahrnehmungen und Kategorisierungen, die Analyse symbolischer Grenzziehungen und für die Bewertung einer Salienz von Migration. Sie sind

* Sören Petermann, Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Sozialwissenschaft, soeren.petermann@rub.de.

** Karen Schönwälder, Max-Planck-Institut zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften, Göttingen, schoenwaelder@mmg.mpg.de.

*** Eloisa Harris, University of Lausanne, Inequality and Integration Unit, Swiss Graduate School of Public Administration, eloisa.harris@unil.ch.

**** Margherita Cusmano, Max-Planck-Institut zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften, Göttingen, cusmano@mmg.mpg.de.

***** **Danksagung:** An früheren Analysen, die zum Teil hier aufgegriffen werden, war Jörg Hütermann beteiligt. Wir bedanken uns daneben bei Carolina Reiners und Tanita Engel, die als studentische Mitarbeiterinnen die Datenauswertung unterstützt haben. Lucas Drouhot und Steven Vertovec waren wesentlich beteiligt an der Konzeption der hier ausgewerteten Umfragen. Schließlich danken wir Ulrike Bialas und Ines Michalowski für eine kritische Durchsicht des Manuskripts.

zudem aufschlussreich bezüglich möglicher Entwicklungen des Selbstbewusstseins einer vielfältigen Gesellschaft.

Stichworte: Vielfalt, Wahrnehmungen, Migration, Grenzziehungen, Kategorisierung, Stadt

Diffuse Diversity

Migration in Individual Perceptions and Categorisations

Abstract: People constantly perform everyday categorisation tasks. Among other things, they differentiate and categorise the people around them. The significance of such everyday differentiations has not yet been sufficiently investigated. This article shows that an analysis of subjective perceptions and descriptions, in this case of the residential environment, is informative for an understanding of attitudes towards diversity and migration. It is based on surveys conducted in 2010 and 2019-20 that provide data allowing a combination of quantitative and qualitative analyses. The study examines how growing social diversity is reflected in residents' perceptions of the population in their neighbourhood. Migration-related differentiations are in the foreground, but alongside other aspects of diversity. Where migration is salient, this does not correlate with certain assessments of diversity. Our analyses thus suggest no generalisable relationship between salience and negative political attitudes in this field. The terms used to describe migration-related difference also say little about the acceptance of diversity and participation. Such 'symbolic boundaries' remain surprisingly ambiguous. The analyses show a picture of 'diffuse diversity' in perceptions, in which sharp boundaries lose relevance. The findings are relevant with regard to the analysis of everyday perceptions and categorisations, the analysis of symbolic boundaries and for the assessment of the salience of migration. They are also telling with regard to possible developments in the self-conception of a diverse society.

Keywords: diversity, perceptions, migration, boundary drawing, categorisation, city

1. Einleitung

Es ist mittlerweile fast zum Allgemeinplatz wissenschaftlicher wie politischer Debatten geworden, dass Vielfalt die Bevölkerung Deutschlands, insbesondere in den Städten, kennzeichnet. Nach sozialwissenschaftlich und politisch für relevant befundenen Kriterien unterscheiden sich die in diesem Land lebenden Menschen hinsichtlich ihrer Lebenslagen, Lebensstile, Familienformen, ihrer nationalen und sozialen Herkunft, ihrer Gesundheit sowie ihrer kulturellen wie politischen Präferenzen, um nur einige wichtige Aspekte zu nennen. Inwieweit aber spiegeln auch

Wahrnehmungen der Bevölkerung ein Bild der Vielfalt? Nehmen Menschen ihr soziales Wohnumfeld als homogen oder differenziert wahr? Und welche Differenzierungen bezüglich der sie umgebenden Menschen nehmen sie gegebenenfalls vor, welche Aspekte erscheinen ihnen relevant? Mit den hier vorgestellten Analysen leisten wir einen Beitrag zu einer sozialwissenschaftlichen Beschreibung der Gesellschaft und ihrer Selbstwahrnehmung. Migrationsbezogene Kategorien und Grenzziehungen gelten oft als besonders relevant, da ihnen soziale Wirkungen zugeschrieben werden. Allerdings sind solche Zusammenhänge zwischen „symbolischen“ und „sozialen“ Grenzziehungen bislang unzureichend erforscht (Lamont et al. 2014: 584-585; Lamont et al. 2015). Wir tragen dazu bei, dies zu ändern. Wir bieten zudem eine in mancher Hinsicht ungewöhnliche Perspektive auf den Zusammenhang zwischen soziodemografischer Diversität und Einstellungen zu Vielfalt und deren Hauptbestandteil Migration, indem wir nicht von statistisch erfasster Vielfalt ausgehen, sondern von den Wahrnehmungen der Bevölkerung. Der vorliegende Aufsatz stellt Analysen empirischen Materials aus einem repräsentativen Querschnitt größerer deutscher Städte vor. Im Mittelpunkt stehen Wahrnehmungen des Wohnviertels und migrationsbezogene Differenzierungen. Unser Beitrag knüpft dabei an Literaturen über „symbolic boundaries“ (Lamont/Molnar 2002) und Humandifferenzierungen (Hirschauer 2021) an. Gerade migrationsbezogene Differenzierungen gelten als brisant, da sie häufig als eng verknüpft mit Ausgrenzungen verstanden werden. Andererseits wäre denkbar, dass auch im Zuge der positiven Bewertung von Vielfalt durch führende politische und Wirtschaftsakteure (vgl. Schönwälder/Triadafilopoulos 2016) ein Bewusstsein vielfältiger Differenzen mit einer Akzeptanz der Vielfalt verknüpft wird. Finden sich entsprechende Indizien für solche unterschiedlichen Bedeutungen der Salienz von Vielfalt und Migration?

Migration war in den letzten Jahren ein in Deutschland stark diskutiertes und stark umstrittenes Thema. In den Jahren 2015/16 erreichte die Aufmerksamkeit für Migrationsprozesse und ihre Folgen im eigenen Land durch die ungeplante Ankunft einer sehr großen Zahl von Menschen innerhalb eines relativen kurzen Zeitraums sowie politische Kontroversen über den Umgang damit einen Höhepunkt. Auch in der eigenen Erfahrungswelt vieler Menschen in Deutschland wurden die Ereignisse präsent, da Geflüchtete über das Land verteilt untergebracht wurden und Menschen sich persönlich durch Spenden, direkte Hilfe oder mit politischen Interventionen engagierten (Jacobsen et al. 2017; Drouhot et al. 2023). Durch Fluchtbewegungen und Arbeitsmigration ist innerhalb von etwa zehn Jahren die migrantische Bevölkerung in Deutschland von ca. 16 auf ca. 22 Millionen gewachsen.¹ Diese Zahlen reflektieren nur zum Teil ein sehr dynamisches Wande-

1 Wir beziehen uns hier auf die Bevölkerung mit Migrationshintergrund wie vom Statistischen Bundesamt geschätzt, und zwar für den untersuchten Zeitraum. Einbezogen werden ausländische Staatsangehörige, Eingebürgerte, Aussiedler*innen und deren Nachkommen. Eine neuere Definition, die das Statistische Bundesamt seit 2023 anwendet, begreift Kinder von nur

rungsgeschehen von Zu- und Abwanderungen, deren Umfang für die Jahre zwischen 2010 und 2020 auf rund 15,4 Millionen geschätzt wird (BAMF 2021: 38). Neue Migrationsprozesse wirkten sich auch auf die Zusammensetzung der migrantischen Bevölkerung aus. So stieg der Anteil der erst in jüngerer Zeit zugewanderten Personen, und nichteuropäische Herkunftsregionen gewannen an Gewicht – wenn auch Europa weiterhin die bei weitem dominierende Herkunftsregion ist.² Vor allem in deutschen Städten wurde die Bevölkerung noch vielfältiger bezüglich der familiären Migrationshintergründe. Für die hier untersuchten Groß- und Mittelstädte schätzt das Statistische Bundesamt (2017, 2021) den Bevölkerungsanteil der Bewohner*innen mit Migrationshintergrund für 2010 auf etwa ein Viertel; bis 2020 war er auf gut ein Drittel gestiegen. Wie spiegeln sich solche Veränderungen der Bevölkerung und kontroverse Debatten über Migration in den Wahrnehmungen der Menschen? Die hierzu vorgestellten Analysen verstehen sich als Beitrag zur Migrationssoziologie wie auch dem allgemeineren Verständnis von Differenzierungs- und Grenzziehungsprozessen. Mit dem Fokus auf städtische Wohnviertel werden auch räumliche Dimensionen solcher Prozesse berücksichtigt.

Der folgende Text reflektiert zunächst Forschungsstand und theoretische Bezüge. Anschließend werden Datengrundlage und Vorgehensweise der Analysen erläutert, bevor wir im vierten Abschnitt unsere empirischen Analysen vorstellen. Auf Basis von Daten zweier im Abstand von etwa zehn Jahren durchgeführter umfangreicher Befragungen, die Wahrnehmungen der Menschen im eigenen Wohnviertel über eine offene Frage erfassen, wird zunächst dargelegt, inwieweit sich die Diversifizierung der Gesellschaft in individuellen Wahrnehmungen widerspiegelt. Insbesondere fragen wir, welchen Stellenwert migrationsbezogene Differenz hat, wie salient also Migration ist. In einem zweiten Schritt untersuchen wir vertiefend die verwendeten Begriffe zur Beschreibung migrationsbezogener Vielfalt, also die symbolischen Grenzziehungen. Sowohl für die Salienz (also subjektive Bedeutung) migrationsbezogener Differenzierungen als auch die verwendeten Begrifflichkeiten prüfen wir, wie diese mit Einstellungen zur gesellschaftlichen Vielfalt zusammenhängen.

Die Analysen zeigen, dass die städtische Bevölkerung ihre Wohnviertel überwiegend als vielfältig wahrnimmt und dass migrationsbezogene Aspekte ein dominierender Bestandteil solcher Wahrnehmungen sind. Wir zeigen weiterhin, dass die Wahrnehmung von Migration als relevant (ihre Salienz) und symbolische Grenzziehungen in

einem eingewanderten Elternteil nicht mehr als „mit Migrationshintergrund“, entsprechende Zahlen sind dann leicht niedriger. Vgl. Petschel/Will 2020 zu unterschiedlichen möglichen Definitionen, zu den Veränderungen www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Migration-Integration/Methoden/Erlauterungen/einwanderungsgeschichte-hintergrundpapier.html.

- 2 Aus Europa stammt über die Hälfte der Bevölkerung mit Migrationshintergrund. Die eher kleine Gruppe der aus Afrika stammenden Migrant*innen verdoppelte sich zwischen 2010 und 2020 etwa auf knapp eine Million. Die aus dem Nahen und Mittleren Osten stammende Gruppe wuchs sogar auf mehr als das Doppelte und machte 2020 3,36 Millionen Menschen aus (Statistisches Bundesamt 2017, 2021).

der Begrifflichkeit – anders als vielfach erwartet – nicht systematisch verknüpft sind mit negativen Haltungen zu Vielfalt und vielfaltsgerechter Teilhabe. Sie können durchaus mit positiven Bewertungen gesellschaftlicher Vielfalt und einer Anerkennung von Teilhabeansprüchen einhergehen. Wahrnehmungen der Vielfalt erweisen sich im Ergebnis in mehrerlei Hinsicht als diffus.

2. Forschungsstand und theoretische Bezüge

In der sozialwissenschaftlichen Literatur ist vielfach auf die Omnipräsenz von Differenzierungen im sozialen Leben hingewiesen worden. Menschen nehmen permanent alltägliche Ordnungsleistungen vor (Dizdar et al. 2021); sie arbeiten, so Zerubavel (1996: 422), aus der Realität „islands of meaning“ heraus. Dies sei, betonte schon Zerubavel, ein aktiver Prozess der Differenzierung und der Herstellung von Ähnlichkeit, nicht einfach Reflexion einer beobachtbaren Realität. Er erfolge unter Rückgriff auf im sozialen Umfeld vorhandene Begriffe und Wissensbestände.

Ein Teil dieser Ordnungsleistungen bezieht sich auf Menschen selbst, auf „Humandifferenzierungen“, so der Begriff einer Mainzer Forscher*innengruppe (Hirschauer 2021; Hirschauer/Boll 2017: 7-9). Auch Bergmann (2010: 160) verweist darauf, dass wir im Alltag „fortwährend damit befasst sind, andere Handelnde mit personalen Kategorien zu belegen, und dass natürlich auch wir selbst unablässig von unseren Mitmenschen kategorial typisiert und eingestuft werden“. Hirschauer und Boll (2017: 7-9) identifizieren hier ein Forschungsdefizit: Zu sehr würden diese „Humandifferenzierungen“ als Selbstverständlichkeiten genommen, alltägliche und wissenschaftliche Ordnungsleistungen zu wenig unterschieden (dazu auch Nieswand 2021).

Mit solchen Differenzen bzw. Überschneidungen alltäglicher und wissenschaftlicher oder auch staatlicher Ordnungsleistungen haben sich Arbeiten in der Sozialstrukturanalyse wie der Migrationsforschung befasst. Vorliegende Studien beschäftigen sich etwa damit, ob Klassenzugehörigkeit im Alltag erkennbar ist und Klassenkategorien als alltagsweltliches Differenzierungskriterium Gebrauch finden (z. B. Kraus et al. 2017: 424-425; Pape et al. 2008). Kraus und andere (2017) verweisen auf die alltägliche Gegenwart sozialer Ungleichheit, da Klassen-Signale Teil der Wahrnehmung von Personen seien. Stubager und andere (2018) haben – methodisch zum Teil ähnlich wie der vorliegende Beitrag – untersucht, wie in Großbritannien und Dänemark Menschen Andere Klassen zuordnen. Insgesamt scheinen wissenschaftliche Konzepte und alltägliche Wahrnehmungen durchaus zu korrespondieren.

Es ist sinnvoll, zwischen Wahrnehmungen im Sinne von Aufnahme und Verarbeitung von Informationen und Einstellungen im Sinne von Meinungen und Bewertungen zu unterscheiden. Gleichzeitig wissen wir, dass Wahrnehmungen von Einstellungen beeinflusst werden. Der Begriff des „motivated reasoning“ beschreibt etwa eine Tendenz, Informationen entsprechend ihrer Übereinstimmung mit vorher bestehenden Einstellungen aufzunehmen (vgl. Endtricht/Kleinschnittger 2023:

246; Avdagic/Savage 2024). In der an Migration interessierten Forschung haben etliche jüngere Arbeiten sich mit Wahrnehmungen des Umfangs oder Anstiegs der migrantischen Bevölkerung befasst und hier eine wesentliche Ursache feindseliger und rechtsextremer Einstellungen ausgemacht (Herda 2010; Sides/Citrin 2007; Weber 2016; kritisch Czymara/Dochow 2018). Andere Studien stellen infrage, ob ein solcher Zusammenhang vorliegt (Van Heerden/Ruedin 2019; Pottie-Sherman/Wilkes 2017; Bai et al. 2020; Schönwälder et al. 2016) und erwägen, ob die Kausalität umgekehrt wirkt (Hopkins et al. 2019). Weitere Studien stellen nicht die zahlenmäßige Entwicklung der Einwanderung, sondern die Salienz des Themas für die Bevölkerung in den Mittelpunkt – ein wichtiger Gedanke, an den wir hier anknüpfen. Salienz meint die Bewertung eines Themas als vorrangig in der nationalen Politik oder auch als wichtig bzw. dringlich für die betreffenden Personen (vgl. Kustov 2022, auch zu unterschiedlichen Definitionen; Dennison/Geddes 2018: 111ff.). Die Wahrnehmung eines Themas als bedeutsam ist dementsprechend entscheidend für die Einstellungen dazu. Wie Kustov (2022) in einer umfangreichen neueren Studie bilanziert, sei für die Gegner*innen von Einwanderung dieses Thema sowohl persönlich als auch bezüglich der nationalen politischen Agenda wichtiger als für die Befürworter*innen, negative Haltungen zur Einwanderung und Salienz des Themas also eng verknüpft.

Die vorliegende Studie nimmt solche kontrovers beantworteten Fragen nach dem Verhältnis von Wahrnehmungen zu wissenschaftlichen bzw. staatlichen Konzepten und nach den mit Wahrnehmungen verknüpften Wertungen und Einstellungen auf. Wir profitieren dabei von einer offenen Surveyfrage, die es uns ermöglicht, Bedeutungszuschreibungen (Salienz) und durch die Individuen vorgenommene Differenzierungen besser abzubilden als dies geschlossene Fragen können, die Kategorien vorgeben (vgl. Asbrock et al. 2014; Wasmer/Hochman 2019; Kruse/Teltemann 2022). Wir erweitern dabei die Perspektive, in dem wir Salienz nicht im Sinne der Wichtigkeit des Themas Migration in der nationalen Politik analysieren, sondern die Bedeutung dieses Themas, bzw. dieser Differenzierung, in der Alltagswelt der Individuen in den Mittelpunkt stellen (vgl. mit einem alltagsweltlichen Begriff der Salienz auch Klein/Fischer-Kerli 2000: 298-299).

Wahrnehmungen des Wohngebiets und seiner Bewohner*innen, wie sie hier untersucht werden, sind als auf unterschiedliche Art relevant gezeigt worden. Etliche Studien in einzelnen Wohngebieten (z. B. Hüttermann 2018; Legewie/Schaeffer 2016; Schaeffer 2013; Sutterlüty et al. 2008; Weins 2011; Wessendorf 2020) haben Zusammenhänge zwischen gegenseitigen Wahrnehmungen der Bewohner*innen und deren sozialen Interaktionen thematisiert. Andere Studien haben Wirkungen von Wahrnehmungen des Wohngebiets und seiner Bewohner*innen auf räumliche Segregation (Neal 2021; Schelling 2006) und Kriminalitätsfurcht (Oberwittler et al. 2017) zum Gegenstand. Wie z. B. Neal (2021) in einer Meta-Analyse gezeigt hat, ist die Zufriedenheit mit der Wohnumgebung geprägt durch stark subjektive Wahrnehmungen der sozialen (und der gebauten) Wohnumgebung.

Gängige Segregationsmodelle (Granovetter/Soong 1988; Schelling 2006) gehen davon aus, dass Wahrnehmungen der sozialen Zusammensetzung der Bevölkerung Wohnstandortentscheidungen und letztlich Segregationsprozessen zugrunde liegen. Gerade Arbeiten zu den USA nehmen häufig an, dass Differenzierungen nach zugeschriebener Ethnizität oder „race“ im Vordergrund dieser Wahrnehmungen stehen (Racial-proxy-Hypothese: Farley et al. 1993; Harris 2001; Howell/Emerson 2018). Wenn auch diese Annahme nicht umstandslos auf europäische Kontexte übertragen werden sollte (El-Mafaalani et al. 2015; Schönwälder et al. 2016: 28-31), unterstreicht die vorliegende Forschung doch die Relevanz einer Untersuchung alltagsweltlicher Wahrnehmungen in Wohnvierteln. „Der ‚soziale Tatbestand‘ der Migration“, argumentiert Jörg Hüttermann (2020: 2), wird „zuallererst durch Interaktion und Kommunikation hervorgebracht“.

Wahrnehmungen und Differenzierungen sind auch deshalb relevant, weil Unterscheidungen zur Abgrenzung und Ausgrenzung dienen können. In ihrer stark rezipierten Unterscheidung von „symbolic“ und „social“ boundaries gehen Lamont und Molnar (2002) allerdings zunächst von einer Eigenständigkeit begrifflicher, kategorialer Differenzierungen (den symbolic boundaries) und unterschiedlicher Lebenslagen und -chancen verschiedener Gruppen (den social boundaries) aus. Gleichzeitig beschreiben Lamont und Molnar (2002: 168-169) die symbolic boundaries als von zentraler Bedeutung für soziale Ungleichheit: „They are an essential medium through which people acquire status and monopolize resources.“ Ähnlich sehen auch andere Forscher*innen alltägliche Differenzierungen als Teil einer Reproduktion sozialer Ungleichheit (Kraus et al. 2017; Neckel/Sutterlüty 2010: 217; Hirschauer 2021: 157).

Bedeutet dies nun aber, dass Unterscheidungen oder Humandifferenzierungen immer vor allem dies sind, sie in aller Regel Hierarchien zum Ausdruck bringen? In der Forschung standen bislang solche negativen Assoziationen im Vordergrund, andere Aspekte wurden weniger beachtet. Lamont und Ko-Autor*innen plädieren dafür, die Verbindungen zunächst als ergebnisoffen verstandener kultureller Prozesse mit Aspekten sozialer Ungleichheit stärker zum Gegenstand empirischer Untersuchungen zu machen (Lamont et al. 2014: 584-585; Lamont et al. 2015). Ein Beispiel einer solchen Untersuchung ist die Studie von Edgell und anderen (2020), die das Verhältnis von symbolic und social boundaries untersuchen, indem sie fragen, ob Einstellungen zu bestimmten Gruppen (als symbolic boundaries) verknüpft sind mit Haltungen zu deren bürgerlichen Rechten und zu Ungleichheit generell (als willingness to draw social boundaries).

Die vorliegende Studie nimmt den Vorschlag eines offenen Herangehens auf und fragt zunächst nach der Präsenz von Vielfalt – also der Relevanz eines wissenschaftlich stark diskutierten Charakteristikums heutiger Gesellschaften – in Wahrnehmungen des sozialen Wohnumfeldes durch eine städtische Bevölkerung. Mithilfe empirischen Materials aus einer offenen Untersuchungsfrage sondieren wir dann,

welchen Stellenwert migrationsbezogene und andere Aspekte von Vielfalt in diesen Wahrnehmungen haben, erfassen also die Salienz migrationsbezogener Aspekte. Um die Analyse migrationsbezogener Wahrnehmungen weiter zu präzisieren, untersuchen wir anschließend, in welchen Begriffen Migrationsbezüge zum Ausdruck kommen, welche Differenzierungen also vorgenommen werden, welche Kategorien bekannt sind und für relevant gehalten werden (siehe Dizdar et al. 2021: 10). Anschließend prüfen wir sowohl für die Salienz von Migration als auch für die Begriffe, mit denen Migrationsbezüge thematisiert werden, inwiefern sie einhergehen mit bestimmten Haltungen zu sozialer und politischer Partizipation, also korrespondieren mit intendierten sozialen Grenzziehungen.

Mit anderen Forscher*innen gehen wir dabei davon aus, dass Wahrnehmungen der Bevölkerung und Kategorisierungen anderer Menschen kontextspezifisch sind (Neckel/Sutterlüty 2010: 219-220; Müller/Zifonun 2010: 14; zu räumlichen Dimensionen von Grenzziehungen auch Trittler/Wöhler 2022). Wir nehmen also zunächst an, dass unsere Ergebnisse sich auf das städtische soziale Wohnumfeld beziehen und Wahrnehmungen sozialer Umwelten z. B. am Arbeitsplatz oder in Vereinen anders sein könnten.

3. Datengrundlage und Forschungsdesign

3.1 Daten aus zwei Befragungen

Umfragedaten können für die Untersuchung der hier thematisierten Fragen insofern hilfreich sein, als sie es ermöglichen, allgemeinere Aussagen über Zusammenhänge zwischen Differenzierungen sozialer Gruppen und deren Salienz einerseits und ausgewählten Einstellungen andererseits zu machen. Die hier vorgestellten Analysen zu Wahrnehmungen der Vielfalt basieren auf Daten der Diversity-and-Contact-Studie aus dem Jahr 2010 (DivCon) und der Diversity-Assent-Studie von 2019/20 (DivA). Beide Umfragen wurden durch TNS bzw. Kantar Emnid für das Max-Planck-Institut zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften durchgeführt. Für beide Telefonbefragungen wurde jeweils eine mehrstufige Zufallsauswahl der erwachsenen Bevölkerung von Städten mit mindestens 50.000 Einwohner*innen gezogen (zur Vorgehensweise vgl. Drouhot et al. 2021; Petermann et al. 2012).³ Insgesamt wurden 2.506 Personen in DivCon (2010)

3 Beide Befragungen wurden in 16 westdeutschen Städten und 2019/20 zusätzlich in vier ostdeutschen Städten durchgeführt. In der 2010er Befragung wurden 50 Wohnviertel aus den 16 Städten ausgewählt. Innerhalb der Städte (2019/20) bzw. Wohnviertel (2010) wurden Telefonhaushalte bestimmt. 2010 sind nur Festnetznummern ausgewählt worden (60% Anschlüsse aus dem Telefonbuch und 40% per Random-Digit-Dialing-Methode ausgewählt). 2019/20 wurde eine randomisierte Dual-Frame-Stichprobe (ADM-Design für Festnetz- und Mobilfunkstichproben) mit 97% Festnetzanschlüssen und 3% Mobilfunkanschlüssen genutzt. Da für Mobiltelefonie kein Raumbezug zu den ausgewählten Städten hergestellt werden kann, wurden qualifizierte Mobilfunknummern genutzt. Im Telefonhaushalt wurden die Zielpersonen per Kish-Grid ausgewählt.

und 2.917 Personen in DivA (2019/20) befragt. Unter den Befragten waren in beiden Fällen Personen mit und ohne migrantische Herkunft,⁴ ein wichtiges Detail, da es so möglich ist, migrationsbezogene Kategorisierungen aus unterschiedlichen Perspektiven zu analysieren. Da die 2010 durchgeführte Studie nur westdeutsche Städte umfasst, beziehen unsere vergleichenden Analysen sich nur auf diesen Kontext. Da zudem für die 2010 durchgeführte Studie bekannt ist, in welchen Wohnvierteln die Befragten lebten, können Diversitätswahrnehmungen mit statistischen Indikatoren migrationsbezogener Vielfalt zum Wohnviertel verglichen werden. Die geschichteten Stichprobenziehungen wurden durch Design-Gewichtungen ausgeglichen. Zusätzliche Gewichtungen in Relation zu Mikrozensusdaten beugen einem Ausschöpfungsbias vor und erlauben repräsentative und zwischen beiden Studien vergleichbare Aussagen zu den Antwortverteilungen (siehe Drouhot et al. 2021).

3.2 Die Erhebung der Wahrnehmungen von Vielfalt

Methodisch ist es nicht einfach, Diversitäts- und Differenzwahrnehmungen zu ermitteln, ohne die Differenzierungslinien selbst vorzugeben. Wenn gängige Surveys nach Interaktionen mit oder Einstellungen zu z. B. „Ausländern“ fragen, heben sie die Unterscheidung von Menschen als Staatsangehörige oder Ausländer*innen hervor und geben ihr Relevanz. Um solche Bedeutungszuweisungen durch geschlossene Surveyfragen so weit wie möglich zu vermeiden, wurde ein Instrument aus zwei Fragen entwickelt, das gleichlautend in beiden Befragungen implementiert wurde. Zunächst wurde eine Filterfrage gestellt; anschließend wurde offen nach Gemeinsamkeiten bzw. Unterschieden der Menschen im Wohnviertel⁵ gefragt. In der Forschung ist verschiedentlich hervorgehoben worden, dass gerade offene Fragen es ermöglichen, die Interviewpartner*innen möglichst weitgehend selbst sprechen zu lassen (vgl. Stubager et al. 2018: 133; Singer/Couper 2017). Singer und Couper (2017: 117) heben zudem hervor, dass offene Fragen das volle Spektrum möglicher Antworten erfassen, wenn sie in quantitativen Befragungen mit zufällig ausgewählter Zielpopulation eingesetzt werden. Beide Fragen wurden zu Beginn der Interviews gestellt, bevor andere Fragen unser Interesse an Migration und Diversität verdeutlichten. Vorab führten die Interviewer*innen die Befragung als eine Studie zum „Zusammenleben in verschiedenen Wohnvierteln“ (DivCon) bzw. zum „Miteinander in der Stadt und der Gesellschaft“ (DivA) ein. Der Auftraggeber wurde als „Max-Planck-Institut in Göttingen“ bezeichnet und nicht mit seinem

4 Darunter waren Personen ohne deutsche Staatsangehörigkeit ebenso wie nach Deutschland eingewanderte Personen oder Personen, von denen mindestens ein Elternteil einwanderte.

5 Was die befragten Personen konkret unter Wohnviertel verstehen, wurde nicht erfragt und kann zwischen ihnen variieren. Wir können aber davon ausgehen, dass in etwa der Stadt- oder Ortsteil und nicht nur die unmittelbare Nachbarschaft darunter verstanden wird, weil zumindest für die 2010er Befragung hohe Korrelationen zwischen den aggregierten Wohnviertel-Wahrnehmungen und statistischen Daten zur Vielfalt der Wohnviertel bestehen (s. Anhang F).

auf Vielfalt hinweisenden vollen Namen eingeführt. Diese Vorgehensweise sollte eventuelle Effekte sozialer Erwünschtheit reduzieren.

Die Interviewer*innen stellten zunächst eine geschlossene Frage, in der – hier also in gewissem Maß lenkend – unterstellt wird, dass die Menschen im Wohnviertel der Befragten ähnlich oder aber eher verschieden sein könnten:

„Nun möchte ich Sie nach den Menschen in Ihrem Wohnviertel fragen. Würden Sie sagen, dass die Leute recht verschieden sind oder würden Sie sagen, dass in Ihrem Wohnviertel ein in etwa ähnlicher Schlag Menschen lebt?“

Die Fragestellung lädt dazu ein, über Gemeinsamkeiten bzw. Differenzen nachzudenken, wobei hier i. S. notwendiger Vereinfachung nahegelegt wird, dies als Alternative zu denken (prinzipiell könnten ja Gemeinsamkeiten in mancher Hinsicht mit Differenz in anderer koexistieren). Weitere Vorgaben wurden nicht gemacht. Die Interviewer*innen fragten anschließend nach:

„In welcher Hinsicht sind die Leute in Ihrem Wohnviertel recht verschieden?“ bzw. „In welcher Hinsicht ist dies ein in etwa ähnlicher Schlag Menschen?“

Diese Nachfrage gibt keine Kategorisierungen vor, ermuntert aber dazu, diese vorzunehmen. Neben Befragten, die diese Frage aus unbekannten Gründen nicht beantworteten, gab es wenige andere, die ausdrücklich Differenzierungen ablehnten und z. B. antworteten: „Jeder ist sein eigenes Individuum“ oder „Sind halt so verschieden, wie Menschen halt verschieden sind“ (DivA). Die Länge der Antworten variierte, von einigen Stichworten zu mehreren Sätzen. Genannt wurden mal einzelne, mal mehrere Aspekte (vgl. Beispiele weiter unten). Die Aufbereitung der individuellen Antworten auf die offene Frage erfolgte in einem mehrstufigen Verfahren. Zuerst wurden die offenen Angaben einer Datenbereinigung unterzogen. Dazu gehörte, dass Nullaussagen („weiß ich jetzt nicht“), Verweigerungen bzw. irrelevante, nicht auf Menschen bezogene Aussagen, z. B. zur Veränderung der baulichen Gestalt der Wohnviertel, als fehlende Werte codiert wurden.⁶ Damit verbleiben aus der DivA-Umfrage 2.635 Fälle und aus der DivCon-Umfrage 2.248 Fälle mit relevanten, auf Menschen bezogenen Aussagen, die wir einer Inhaltsanalyse unterzogen. Wohl unvermeidlich für eine sozialwissenschaftliche Analyse, kategorisierten wir in der Auswertung die Wahrnehmungen der Befragten, verallgemeinern also im Folgenden die alltagsweltlichen Kategorisierungen der Befragten. Die Kodierung erfolgte in mehreren Etappen. Infolge einer Probekodierung mit einer Auswahl von Fällen wurden zunächst eine Liste der vorkommenden Dimensionen von Ähnlichkeit bzw. Differenz entwickelt und Kodierungsregeln festgelegt. Die

6 Irrelevante Aussagen (173 oder 6%) kamen deutlich häufiger vor als Nullaussagen (27 oder 1%). Dies betrifft Fälle, die ausschließlich irrelevante oder Nullaussagen getätigt haben. Für Fälle, die irrelevante oder Nullaussagen mit relevanten Aussagen kombinierten, wurden die relevanten Teile der Aussage selbstverständlich berücksichtigt und die irrelevanten Teile der Aussage ignoriert. Es fehlen Angaben von 282 (DivA) bzw. 258 (DivCon) Personen und damit jeweils 10% der Befragten, weil sie die offene Frage nicht beantwortet, eine irrelevante Aussage oder eine Nullaussage getätigt haben.

umfassende Kodierung erfolgte durch mehrere Teammitglieder, wobei immer wieder die Inter-coder-Reliabilität überprüft, Zweifelsfälle entschieden und Kodierungsregeln präzisiert wurden. Wichtige Kodierungsentscheidungen werden im Anhang A erläutert.

3.3 Die Analyseschritte

Im Folgenden beschreiben wir zunächst Wahrnehmungen von Verschiedenheit bzw. Ähnlichkeit der Wohngebietsbevölkerung sowie die für deren Beschreibung verwendeten Dimensionen, später auch dominierende Begrifflichkeiten. In einem zweiten Schritt überprüfen wir, inwiefern die Salienz von Migration in diesen Charakterisierungen der Wohngebietsbevölkerung im Zusammenhang steht mit statistisch erfassten Bevölkerungszahlen und -trends. Salienz erfassen wir hier indirekt: Wenn Befragte von sich aus migrationsbezogene Charakteristika der Wohngebietsbevölkerung anführen, verweist dies darauf, dass sie solche Aspekte wahrnehmen und ihnen Bedeutung zumessen. Die Befragten beschreiben ja nicht einfach ihr Wohngebiet, sondern wählen immer aus einer Vielzahl denkbarer Charakteristika der Bevölkerung aus, wenn sie unsere Frage beantworten. Auch dort, wo die migrantische Bevölkerung klein (oder, wenig wahrscheinlich, abwesend) ist, weisen Befragte unter Umständen hierauf hin; für sie wäre Migration salient. Falls die Salienz von Migration nicht mit den Bevölkerungsdaten korrespondierte, wäre dies ein Hinweis darauf, dass sie von anderen Faktoren, etwa politischen Einstellungen oder regional unterschiedlich wirksamen öffentlichen Debatten, getragen ist. Wir nutzen hier u. a. offizielle statistische Daten zur ausländischen Bevölkerung, da verlässliche und vergleichbare Daten zur Bevölkerung mit Migrationshintergrund nicht für alle Städte vorliegen. Weiterhin vergleichen wir Ergebnisse der 2010 und der 2019/20 durchgeführten Studien, analysieren also Entwicklungen in einem Zeitraum umfangreicher Migrationsbewegungen und einer starken öffentlichen Präsenz des Themas. Drittens beschreiben wir den Gebrauch bestimmter Begrifflichkeiten von Migration und überprüfen, ob Salienz von Migration bzw. der Gebrauch bestimmter Begrifflichkeiten in diesem Zusammenhang mit ausgewählten soziodemografischen bzw. sozioökonomischen Charakteristika und mit Einstellungen zur gesellschaftlichen Vielfalt einhergehen. Die Operationalisierung und Messung der Variablen erklären wir im entsprechenden Abschnitt.

4. Empirische Befunde

4.1 Verschiedenheit und Ähnlichkeit der Wohngebietsbevölkerung

Im Folgenden stellen wir zunächst die Ergebnisse der 2019/20 durchgeführten DivA-Befragung vor. Wie oben erläutert, interessiert uns zunächst, inwiefern das eigene Wohnviertel als differenziert wahrgenommen wird. Von den insgesamt 2.917 Befragten gaben 2.836 (97%) eine Antwort auf die geschlossene Frage zur Verschiedenheit oder Ähnlichkeit der Menschen im Wohnviertel. Die Befragten nehmen

überwiegend ihr Wohnumfeld als vielfältig wahr; 66% beschrieben die Menschen in ihrem Wohnviertel als eher verschieden. 34% sagten, dort lebe ein in etwa ähnlicher Schlag Menschen. Für die Befragten nur der westdeutschen Städte ergibt sich ein praktisch gleiches Verhältnis von 67% zu 33%. Dies weicht aber doch deutlich ab vom Ergebnis der Befragung aus 2010; damals gaben 76% an, die Menschen im Wohnviertel seien verschieden und nur 24% beschrieben diese als eine ähnliche Bevölkerung. Zeitgleich mit einer Zunahme der migrantischen Bevölkerung nahm demnach die Wahrnehmung von Verschiedenheit ab – ein überraschendes Ergebnis, das auf eine Normalisierung der Vielfalt (vgl. Schönwälder et al. 2016: 235) hinweisen könnte, die demnach weniger häufig als hervorhebenswert gilt, „banalisiert“ wird (Nieswand 2014: 281). Gleichzeitig zeichnen die Wahrnehmungen städtischer Wohnviertel kein Bild ausgeprägter, von Menschen mit ähnlichen Merkmalen bewohnter ökologischer Nischen, wie zu Zeiten der Chicago School beschrieben (Park/Burgess 1925). Die Präsenz von Verschiedenheit dominiert in den Wahrnehmungen.

4.2 Die Salienz unterschiedlicher Differenzierungen

In einem zweiten Schritt fragen wir nun, welche Aspekte von Verschiedenheit oder aber Ähnlichkeit salient sind, also im Vordergrund des Denkens der Befragten stehen und mit Relevanz versehen werden. Die Hervorhebung einzelner aus einer Fülle denkbarer Unterschiede zeigt Relevanzstrukturen in der Wahrnehmung der sozialen Wirklichkeit bzw. der Wahrnehmung und Beschreibung des Wohngebiets auf.

Die meisten Befragten waren bereit, die von ihnen festgestellte Ähnlichkeit oder aber Verschiedenheit der Wohngebietsbevölkerung genauer zu erläutern, häufig die Menschen zu kategorisieren. Im Ergebnis der Inhaltsanalyse erhalten wir fünf Dimensionen von Verschiedenheit oder Ähnlichkeit, die in Tabelle 1 aufgeführt und mit Beispielen illustriert sind. Die Beispiele geben einen Eindruck der Nennungen, die oft mehrere Dimensionen ansprachen, wieder.

Sozioökonomische Aspekte umfassen Nennungen, die sich auf Einkommen, Vermögen, Bildungsstand und Berufe bzw. Berufsprestige beziehen. Soziodemografische Aspekte beziehen Nennungen zu Alter, Lebensphasen (Rentner), familiären Lebensformen und Haushaltsstrukturen (Singles) ein. Weitgefasst ist die Dimension des Lebensstils. Hierunter werden Nennungen subsumiert, die sich auf Interessen, kulturelle Präferenzen, Religion, politische Einstellungen wie auch bestimmte mit Lebensstilen assoziierte Verhaltensweisen beziehen. Eine vierte Dimension versammelt Bemerkungen, die sich auf Migration beziehen, indem auf Nationalitäten, Einwanderung, verschiedene Herkunft, verschiedene Kulturen, den Ausländerstatus und Ähnliches hingewiesen wird. Auch Bemerkungen zur Abwesenheit z. B. von Ausländer*innen werden hier subsumiert. Die letzte Dimension betrifft Nachbarschaftsverhältnisse, also Aussagen über die Hilfsbereitschaft, Geselligkeit

oder distanzierte Verhaltensweisen der Wohnviertelbewohner*innen untereinander. Diese Nennungen haben einen etwas anderen Charakter als die vorher Genannten, weil hier nicht Gruppen kategorisiert, sondern das Verhältnis und der Umgang der Wohnviertelbewohner*innen insgesamt thematisiert wird.

Tabelle 1: Menschen im Wohnviertel: Hauptdimensionen ihrer Ähnlichkeit oder Verschiedenheit

Dimension	Beispiele
sozioökonomische Aspekte (Sozialstruktur und Einkommen)	„gut ausgebildet, gut verdienend“ „reiche und arme Menschen gleichermaßen, eher niedriges Einkommen“
soziodemografische Aspekte (Alter und Lebensformen)	„Altersstruktur unterschiedlich, alleinstehende Ältere, Familien“
Fragen des Lebensstils, kulturelle Präferenzen und politische Einstellungen	„Interessen verschieden“ „Gutbürgerlich ist glaube ich das richtige Wort, wohlhabend, korrekt, hier ist nach 22 Uhr niemand mehr auf der Straße.“ „vergleichbare politische Präferenzen“
Aspekte, die auf Migration verweisen	„Es gibt viele Nationalitäten.“ „Muttersprachen“ „Ausländer aller Art“ „Alles Biodeutsche“
Aspekte des nachbarschaftlichen Verhaltens	„man grüßt sich, unterhält sich“

Quelle: DivA-Survey 2019/20.

Anmerkung: Ost- und westdeutsche Städte.

Einige denkbare Dimensionen fehlen hier, da sie im empirischen Material nicht oder kaum auftauchen. Nicht oder nur in Ausnahmefällen angeführt wird Geschlecht. Tatsächlich gibt es wohl kaum ein Wohnviertel, in dem nicht Männer wie Frauen leben; diese Vielfalt erscheint für diesen Kontext offenbar selbstverständlich und nicht bemerkenswert – anders als vielleicht am Arbeitsplatz. Auch Körperformen oder -merkmale, wie dick/dünn, groß/klein tauchen nicht auf, mit Ausnahme einer geringen Zahl von Nennungen, die auf z. B. „Aussehen“ oder „Hautfarbe“ verweisen, dazu unten. Sexuelle Orientierungen, etablierter Bestandteil gängiger Definitionen von Diversität,⁷ bleiben in Beschreibungen der Wohngebietsbevölkerung deutscher Städte irrelevant. Auch Behinderung wird fast nicht erwähnt. Verbreitete Anknüpfungspunkte von Diskriminierung, die solchen Defi-

7 www.charta-der-vielfalt.de/diversity-verstehen-leben/diversity-dimensionen.

nitionen zugrunde liegen, entsprechen nicht den Relevanzstrukturen von Wahrnehmungen der Bevölkerung in Wohnvierteln.

Hinweise auf migrationsbezogene Aspekte stehen in Erläuterungen der Wahrnehmung von Menschen im Wohngebiet häufig nicht allein, sondern neben insbesondere soziodemografischen Aspekten (35% der Fälle mit migrationsbezogener Nennung) und sozioökonomischen Aspekten (27%), gelegentlich auch Lebensstilaspekten (17%). Typische Äußerungen lauteten etwa:

„Alter, Nationalität, Beruf, von a bis z“

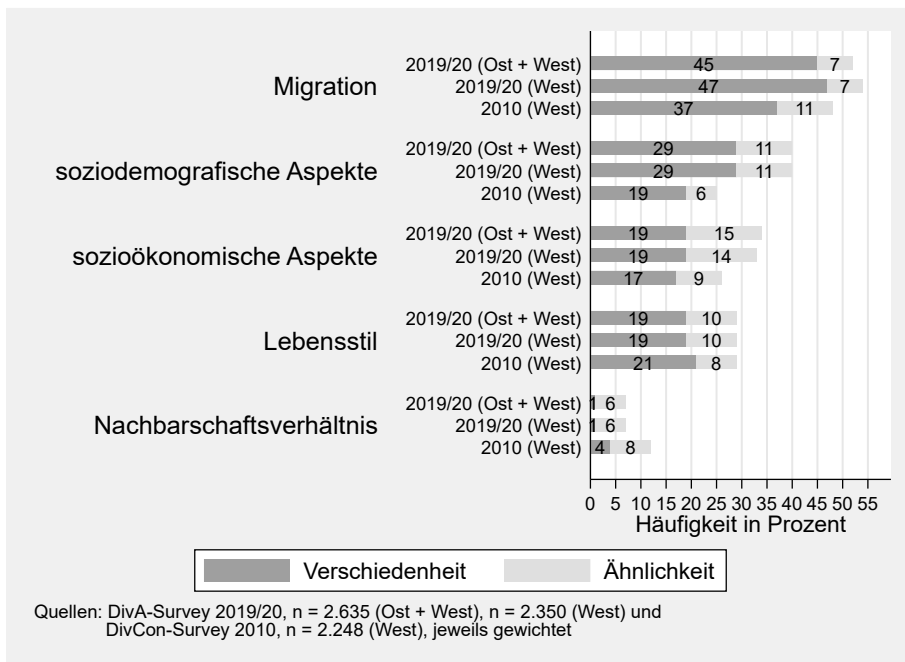
„Wir haben Ausländer drinne, wir haben Flüchtlinge, wir haben Ewiggestrige drinne.“

„Interessen, Muttersprachen, Religion, Automarken.“

Nennungen in den fünf hier unterschiedenen Dimensionen kamen unterschiedlich häufig vor (Abbildung 1, auch Anhang B). Ohne dass dies durch die Fragestellung provoziert wurde, wurden migrationsbezogene Aspekte 2019/20 besonders häufig genannt (in 53% der Nennungen). Mit deutlichem Abstand folgen soziodemografische Aspekte (40%), sozioökonomische Aspekte (34%) und Fragen des Lebensstils (29%). Damit sind wichtige, in der Sozialwissenschaft gängige sozialstrukturelle Differenzierungs- und Klassifizierungskriterien zu nennenswerten Anteilen in den Wahrnehmungen der Stadtbewohner präsent. Es gibt jedoch keine Dimension, die stark dominiert und von nahezu allen Befragten genannt wird. Selbst der am häufigsten genannte Aspekt von Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der Wohngebietsbevölkerung, deren migrationsbezogene Charakteristika, wird nur von etwa der Hälfte aller Befragten angeführt. Dennoch fällt auf, dass migrationsbezogene Aspekte am stärksten salient sind, noch vor sozioökonomischen Aspekten, also Fragen materieller sozialer Ungleichheit und sozialer Schichtung.

Allen Dimensionen (mit Ausnahme des Nachbarschaftsverhältnisses) ist gemeinsam, dass die betreffenden Nennungen eher Verschiedenheit als Ähnlichkeit illustrieren. Die Salienz einer Dimension geht also tendenziell einher mit Wahrnehmungen der Vielfalt. Vielfalt gilt unabhängig von ihrer Gestalt unter Stadtbewohner*innen als bemerkenswerter als Homogenität. Allerdings gibt es Unterschiede in den Anteilswerten. So dienen migrationsbezogene Aspekte rund sechs Mal häufiger dazu, Verschiedenheit (45%) als Ähnlichkeit (7%) zu illustrieren, während das Verhältnis bei sozioökonomischen Aspekten fast ausgeglichen ist (19% resp. 15%). Damit wird Migration deutlich stärker als Differenzierungskriterium der Menschen im Wohnviertel hervorgehoben. Nur gelegentlich begründen Befragte, die die Ähnlichkeit der Menschen hervorheben, dies damit, dass z. B. „alle Deutsche“ seien oder es „kaum Ausländer“ gebe. Offenbar erscheint eine homogen einheimische Wohnbevölkerung weniger bemerkenswert als zum Beispiel eine homogen ältere Bevölkerung. Insgesamt dient ein Hinweis auf migrationsbezogene Aspekte zumeist dazu, Verschiedenheit zu illustrieren.

Abbildung 1: Häufigkeiten salienter Dimensionen in der Wahrnehmung von Menschen im Wohnviertel



Salienz von Migration und statistisch erfasste Vielfalt auf Wohnviertel- und Stadtebene

Migration ist nicht überall und für alle Befragten gleichermaßen salient. Da wir nach der Wahrnehmung von Verschiedenheit und Ähnlichkeit der Menschen im Wohnviertel fragten, liegt es nahe, die Salienz migrationsbezogener Aspekte mit statistischen Daten über migrationsbezogene Vielfalt im Wohngebiet zu vergleichen. Das ist nur mit den 2010er Daten der DivCon-Studie möglich, weil hier das Wohnviertel der Befragten bekannt ist und jeweils 50 Befragte im gleichen Wohnviertel leben. Es zeigt sich, dass die auf das Wohnviertel aggregierten Wahrnehmungswerte sehr stark mit verschiedenen statistischen Indikatoren migrationsbezogener Vielfalt korrelieren.⁸ Wir können also davon ausgehen, dass die statistisch erfasste Vielfalt im Wohnviertel durch die Wahrnehmungen der Bewohner reflektiert wird – und Wahrnehmungen nicht in erster Linie Einstellungen zum Ausdruck bringen.

2019/20 gab es deutliche Unterschiede zwischen den 20 untersuchten Städten im Hinblick auf den Anteil der Befragten, die migrationsbezogene Aspekte erwähnen.

⁸ Im Anhang F werden die Analyse und deren Ergebnisse unter „Vergleich von Wahrnehmung und anderen Daten migrationsbezogener Vielfalt im Wohnviertel“ ausführlich beschrieben.

Er reicht von 13% in der Stadt Brandenburg bis zu 69% in Frankfurt am Main. Die unterschiedliche Salienz von Migration entspricht in etwa der statistisch gemessenen Präsenz von Migrant*innen in der jeweiligen Stadt. Nutzt man als Indikator hierfür den Ausländeranteil, so stellt sich heraus, dass der Anteil der Befragten, die Migration erwähnen, stark korreliert mit den statistischen Daten ($r = 0,76$).⁹ Wir überprüften darüber hinaus, ob ein starker Anstieg der Ausländerzahl pro Stadt Auswirkungen hatte. Hier findet sich, dass die Salienz von Migration (migrationsbezogene Aspekte wurden erwähnt) nicht dort besonders hoch ist, wo Ausländerzahlen stark gestiegen waren (vgl. Details in Anhang C). Die Hypothese in einem Teil der Literatur, dass gerade starke Veränderungen Reaktionen hervorrufen (kritisch Czymara/Dochow 2018), bestätigt sich also nicht.

Der Vergleich unserer 2010 durchgeführten Studie mit den 2019/20 erhobenen Daten westdeutscher Städte spricht vielmehr dafür, dass sich insgesamt – unabhängig von den spezifischen städtischen Trends – die in diesem Zeitraum erheblich angestiegene Zahl der Migrant*innen in deutschen Städten in der Salienz von Migration niederschlägt, denn sie liegt 7 Prozentpunkte höher als 2010. Bei Befragten, die ihre Wohnviertel als verschieden wahrnehmen, lag sie sogar 10 Prozentpunkte höher. Zudem stieg auch die Salienz vor allem soziodemografischer, aber auch sozioökonomischer Aspekte deutlich, während die Salienz von Lebensstil-Aspekten nahezu unverändert blieb (Abbildung 1, Anhang B).¹⁰ Dies bedeutet, dass generell mehr Aspekte von Verschiedenheit genannt werden, diese also differenzierter beschrieben wird.

Salienz von Migration und individuelle Lebenslagen

Um in einem nächsten Schritt zu überprüfen, ob bestimmte Aspekte der eigenen Lebenslage der Befragten die individuelle Salienz von Migration beeinflussen, haben wir die Nennungen nach soziodemografischen Merkmalen (Altersgruppen, Geschlecht, migrantische Herkunft), sozioökonomischen Merkmalen (Bildungsgrad, Einkommen) sowie Raumkategorien (Ost/West, Stadtgröße) differenziert. Tabelle D.1 im Anhang D zeigt die Verteilung der Gruppen (z. B. niedrige und hohe Bildung) unter denjenigen, die migrationsbezogene Charakteristika der Wohnviertelbevölkerung nennen, also für relevant halten. Wir führten Chi-Quadrat-Tests durch, um festzustellen, ob die Unterschiede zwischen den Gruppen signifikant sind. In den meisten Fällen traten signifikante Unterschiede auf, außer bei höheren Einkommen oder in Großstädten. Soweit Unterschiede auftraten, erscheint es uns plausibel, diese als Ausdruck bekannter Differenzen der Lebenslagen zu interpretieren: Wir vermuten, dass Jüngere, Menschen migrantischer Herkunft, auch Personen mit niedrigeren Einkommen, etwas stärker auf migrati-

9 Diese Korrelation ist höchstsignifikant (p -Wert = 0,000).

10 Die Unterschiede in allen fünf Dimensionen zwischen 2010 und 2019/20 in den westdeutschen Städten sind statistisch signifikant auf dem 5%-Signifikanzniveau.

onsbezogene Aspekte hinweisen, weil sie eher in soziodemografisch vielfältigen Stadtgebieten leben. Erwartbar sind auch die regionalen Unterschiede: Die deutlich geringere Salienz in ostdeutschen Städten interpretieren wir als Ausdruck der dort geringeren Migrant*innenzahlen.

Salienz von Migration und Einstellungen zur Diversität

Steht die Salienz von Migration – also die Erwähnung bzw. Nichterwähnung von migrationsbezogenen Aspekten in Beschreibungen der Wohngebietsbevölkerung – in Zusammenhang mit Einstellungen zur Diversität? Wie oben gezeigt, wird in der Literatur verschiedentlich vermutet, dass eine verstärkte Wahrnehmung von Migration und deren Bewertung als wichtig vor allem mit negativen Einstellungen einhergeht (Dennison 2020; Kustov 2022). Andererseits hatten wir vermutet, dass auch die Anerkennung und positive Bewertungen von Vielfalt Ausdruck finden könnten in der Erwähnung von Migration. Wir benutzen zur Überprüfung dieser Frage zwei Dimensionen der Anerkennung von Vielfalt (vgl. Harris et al. 2023). Eine Dimension bringt deren Anerkennung zum Ausdruck, indem Vielfalt als positiv für Gesellschaft und Individuen bewertet wird (positive Evaluation). Die andere Dimension bringt die Anerkennung zum Ausdruck, indem bejaht wird, dass Vielfalt auch in den gesellschaftlichen Institutionen und der Verteilung öffentlicher Ressourcen reflektiert werden sollte (Partizipation an Institutionen/Ressourcen). Beide Dimensionen werden jeweils aus drei Statements zur migrationsbezogenen Vielfalt gebildet, um festzustellen, ob Einzelpersonen den positiven gesellschaftlichen Wert der Vielfalt und die gesellschaftliche Teilhabe aller Gruppen an Institutionen und Ressourcen befürworten, unentschlossen sind oder diese ablehnen. Wir finden keine Bestätigung für die Annahme, dass die Salienz von Migration und die Anerkennung migrationsbedingter Vielfalt auf spezifische Art zusammenhängen: Der Anteil derjenigen, die migrationsbezogene Aspekte erwähnen, liegt bei 53%, unabhängig davon, ob man Vielfalt als positiv bewertet bzw. Teilhabe aller Gruppen an gesellschaftlichen Institutionen befürwortet oder nicht (Tabelle D.1 im Anhang D). Die Salienz von Migration geht also sowohl mit der Anerkennung der Vielfalt als auch mit negativen oder neutralen Haltungen dazu einher – und zwar zu etwa gleichen Teilen.

4.3 Das Reden über Migration: Begriffe und ihre Bedeutung

Bislang wurde in diesem Beitrag beschrieben und analysiert, in welchem Maß Wohngebietsbevölkerungen als differenziert oder aber ähnlich wahrgenommen werden, wie ihre Differenziertheit bzw. Ähnlichkeit weiter beschrieben wird und welche Bedeutung die Salienz von Migration in solchen Wahrnehmungen hat. Wir verfolgen diesen letzten Aspekt weiter, indem wir diskutieren, inwiefern die Art und Weise, wie über Migration geredet wird, Einstellungen zu Migrant*innen und migrationsbezogener Vielfalt zum Ausdruck bringt. Überwiegend sind die migrationsbezogenen Hinweise in der hier analysierten Surveyfrage nach den Bewoh-

ner*innen des eigenen Wohngebiets neutral beschreibend; Wertungen werden meist nicht eindeutig erkennbar. Auch jenseits von Migrationsbezügen gilt, dass in den offenen Nennungen beider Surveys den genannten Gruppen nur selten weitere Merkmale zugeschrieben oder Ungleichheit legitimierende Schemata erkennbar werden. Die folgenden Beispiele illustrieren dennoch gelegentlich vorkommende positive wie auch negative Wertungen:

„In meinem Haus und in meinem Viertel leben viele ausländische Mitbewohner. Das finde ich sehr spannend.“

„They are kind and ready to try to make me understand what they are saying, as my German is not so good. They love my African culture.“

„Größter Teil deutschstämmige Menschen und demzufolge wenig Probleme.“

„Bettler, Ausländer aller Art, Problemviertel“

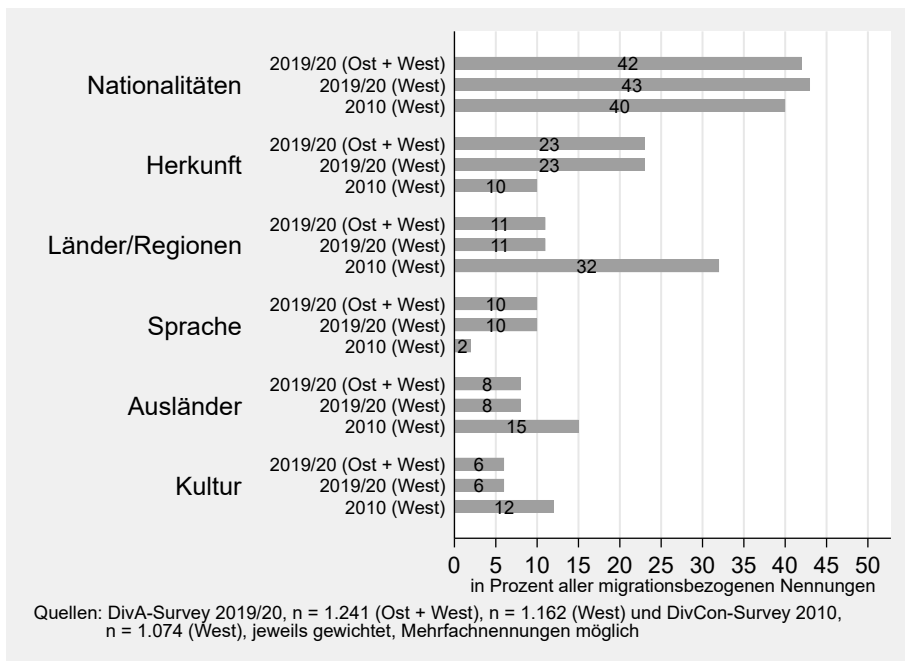
Allerdings könnten Wertungen auch durch den Sprachgebrauch, die Wahl bestimmter Begriffe, zum Ausdruck gebracht werden. Die folgenden Analysen geben Aufschluss darüber, ob ein systematischer Zusammenhang zwischen der Wahl bestimmter Begriffe und Einstellungen zur gesellschaftlichen Vielfalt besteht. Nicht analysieren können wir hier die Rezeption bestimmter Begrifflichkeiten durch diejenigen, die sie wahrnehmen. Wir analysieren im Folgenden die Begriffe, die Bewohner*innen deutscher Städte 2019/20 verwenden, um migrationsbezogene Vielfalt bzw. Ähnlichkeit zu benennen. Einer deskriptiven Bestandsaufnahme folgen multivariate Analysen zu Zusammenhängen zwischen der Wahl bestimmter Begriffe und negativen oder positiven Einstellungen zur gesellschaftlichen Vielfalt. Die Summe der Nennungen beschreibt ein Repertoire an Differenzierungen und Kategorisierungen, aus dem die individuellen Befragten schöpfen. Sie illustriert eine Begrifflichkeit, die im Zeitkontext gängig bzw. im Wissen der Individuen verfügbar ist.

Eindeutig am häufigsten verwendet wird 2019/20 der Begriff „Nationalitäten“, häufig als „unterschiedliche/verschiedene Nationalitäten“¹¹ (Abbildung 2, Anhang E zu Einzelheiten der Codierung). In 42% der migrationsbezogenen Nennungen wird diese Begrifflichkeit gebraucht. „Nationalität“ meint im Deutschen in der Regel nicht Staatsangehörigkeit, sondern nationale Herkunft oder Ethnizität. In aller Regel bleibt dieser Hinweis allgemein, nur selten werden spezifische Länder oder Regionen angeführt. An zweiter Stelle stehen wiederum in aller Regel unspezifische Hinweise auf „Herkunft“, „verschiedene/unterschiedliche Herkunft“, die in knapp einem Viertel der Nennungen Verwendung finden (23%). Mit deutlichem Abstand folgt die Angabe oder Aufzählung bestimmter Länder oder Regionen in etwa jeder zehnten Nennung (11%). Hinweise auf sprachliche Vielfalt oder Defizite im Deutschen finden sich in rund 10% der Nennungen. Der Begriff „Ausländer“

11 Darunter fallen auch Nennungen wie „verschiedene Länder“ oder „alle Nationen“.

oder auch „ausländisch“ wurde nur in 8% der migrationsbezogenen Verweise genannt. Die Begrifflichkeit der „Kulturen“ verwendeten nur 6% der Befragten.

Abbildung 2: Die Häufigkeit migrationsbezogener Begriffe



Alle folgenden Begriffe bzw. Begriffsgruppen wurden 2019/20 jeweils in weniger als 5% der migrationsbezogenen Nennungen verwendet (nicht gezeigt in Abbildung 2). Der 2005 eingeführte Fachbegriff „Migrationshintergrund“ wird 2019/20 häufiger als 2010 genannt, bleibt aber selten. Auch die in Ländern wie Großbritannien gebräuchlichen Termini „Ethnizität“ bzw. „ethnisch“ werden kaum gebraucht. Von „Einwanderern“ oder „Immigranten“ sprechen deutsche Stadtbewohner*innen fast nie, etwas häufiger von Migration oder Migranten. Gelegentlich (vor allem im Westen) verwenden sie den Hinweis „Multikulti“ oder „multikulturell“. Fachbegriffe (Migrationshintergrund, Ethnizität) halten also eher selten Einzug in das Vokabular, sozialwissenschaftliche und offizielle staatliche Kategorien haben geringe Relevanz. Es besteht also eine Diskrepanz zwischen Wahrnehmungen und Denken der Bevölkerung einerseits und den wissenschaftlichen und politischen Diskursen andererseits. Wir plädieren dafür, alltagsweltliche Diversitätswahrnehmungen stärker in der Forschung zur Vielfalt zu berücksichtigen.

Auch 2010 war vor allem der Hinweis auf „Nationalität/en“ gebräuchlich, auch hier wird er in über einem Drittel der migrationsbezogenen Nennungen verwendet. Der

Verweis auf die Herkunft war demgegenüber 2010 noch nicht so gängig, er tauchte in 10% der Nennungen auf.

Typisch ist gerade 2019/20 in den migrationsbezogenen Äußerungen der allgemeine Hinweis auf eine Vielfalt, die in ihren Konturen diffus bleibt. Vielfalt wird benannt, aber nicht weiter in ihren Bestandteilen charakterisiert. Wir interpretieren dies als eine Reaktion auf die steigende Zahl der Herkunftsländer, die unüberschaubar wird für die Befragten. Kein einzelnes Land – abgesehen von Deutschland – wird 2019/20 mehr von einer nennenswerten Zahl der Befragten hervorgehoben. Dies könnte daran liegen, dass Differenzierungen nicht bekannt bzw. erkennbar sind oder dass diese zunehmend als nicht so wichtig bewertet werden. Wenn überhaupt einzelne nationale Gruppen oder Regionen benannt wurden, waren es oft die Deutschen; ansonsten wurde allein die Türkei in etwa 1% der Nennungen angeführt. Nicht einmal Syrien als Hauptherkunftsland von Geflüchteten in den Jahren vor der Befragung taucht 2019/20 in nennenswertem Umfang auf. In deutlichem Kontrast hoben 2010 Befragte noch merklich häufiger die Präsenz von spezifischen Herkunftsgruppen hervor, insbesondere der Türk*innen, gelegentlich auch von Russ*innen. Die Begrifflichkeit „Ausländer“ bzw. „ausländisch“ u. ä. fand 2010 ebenfalls häufiger Verwendung als zehn Jahre später, nämlich in 15% der Nennungen. Auch der Hinweis auf „Kulturen“, „kulturellen Hintergrund“ u. ä. war 2010 (12%) häufiger als 2019/20.

Geflüchtete („Flüchtlinge“, Asyl, Unterkünfte für Geflüchtete) wurden – trotz der Ereignisse der Jahre 2015 und 2016 – von weniger als 1% der Befragten ausdrücklich erwähnt; 2010 noch gar nicht. Damals wurden vereinzelt die Aussiedler erwähnt. Hinweise auf physische Differenzen, vor allem „Hautfarbe“, sind 2019/20 häufiger als 2010, aber weiterhin selten (3,5%), der Begriff „Rasse“ ist zu beiden Zeitpunkten fast inexistent. Tatsächlich hat sich etwa die Bevölkerung afrikanischer Herkunft – darunter vermutlich viele Menschen mit dunklerem Teint – in diesem Jahrzehnt etwa verdoppelt. Sie macht aber weiterhin in Deutschland einen nur kleinen Bevölkerungsanteil aus und wird als Bestandteil von Verschiedenheit im eigenen Wohnumfeld selten wahrgenommen oder für bemerkenswert gehalten.¹² Weniger als 3% der Befragten führten Ähnlichkeiten oder Verschiedenheit im Hinblick auf Religion oder Glauben an; hier ist nicht immer erkennbar, ob ein Bezug zu Migration mitgedacht ist. Nur vereinzelte Befragte verwiesen 2019/20 auf Muslime bzw. den Islam in ihrem Wohngebiet. Anders als in der wissenschaftlichen wie der breiteren öffentlichen Diskussion häufig vermutet, stehen also – zumindest in der Wahrnehmung der Bevölkerung im eigenen Wohngebiet – keineswegs einzelne Migrant*innengruppen im Vordergrund der Wahrnehmung. Hervorgehoben

12 Hier mag auch eine Rolle spielen, dass starke soziale Normen einer Behauptung der Existenz von „Rassen“ entgegenstehen. Unsere Daten würden dann die Wirkung einer solchen Norm belegen.

wird überwiegend eine diffuse Vielfalt vieler Nationalitäten sowie unterschiedlicher Herkünfte.

Bemerkenswert ist, dass der schärfer grenzziehende Begriff „Ausländer“, der lediglich zwei Gruppen der Deutschen und der (vermeintlich) fremden Staatsangehörigen unterscheidet, an Bedeutung verliert. Es wird weniger von Anderen als von Verschiedenen gesprochen. Bemerkenswert erscheint uns gleichzeitig – bei aller notwendigen Vorsicht –, dass hier nicht Wir und die Anderen unterschieden werden, sondern eher eine Vielzahl von Nationalitäten oder Herkünften. Der vielfach verwendete Hinweis auf viele bzw. unterschiedliche Nationalitäten und Herkünfte kann insofern inklusiv sein, als die deutsche Nationalität als eine dieser vielen Nationalitäten gedacht sein könnte. Wenn Befragte äußern „Hier leben Menschen verschiedenster Herkunft“ oder „Es gibt viele Nationalitäten“, ist dies nicht eindeutig, aber durchaus denkbar. Vereinzelte Äußerungen schließen Deutsche ausdrücklich ein: „Von der Nationalität her. Polen, Russen, Letten, Deutsche, Ukrainer“.

Wir setzen im Folgenden multivariate Analysen ein, um die Beziehung zwischen der Verwendung spezifischer Begriffe und den sozioökonomischen sowie einstellungsbezogenen Merkmalen unserer Befragten zu bewerten. Unter Verwendung von Dummy-Variablen für die Nutzung der fünf wichtigsten Begriffe führen wir logistische Regressionsmodelle durch, um die Wahrscheinlichkeit zu analysieren, mit der eine Person einen bestimmten Begriff verwendet. Dabei berücksichtigen wir soziodemografische und sozioökonomische Merkmale wie Alter, Geschlecht, migrantische Herkunft, Bildung, den regionalen Kontext sowie Einstellungsdimensionen, die sich auf die Unterstützung oder Ablehnung gesellschaftlicher Vielfalt durch die Befragten beziehen. Die Ergebnisse sind in Tabelle 2 dargestellt.

Unsere Ergebnisse verdeutlichen mehrere zentrale Befunde. Zunächst zeigen sich signifikante Zusammenhänge im Hinblick auf den regionalen Kontext (Ost- oder Westdeutschland), das Bildungsniveau sowie migrantische Herkunft und Alter. Beginnend mit den sozialräumlichen Kontexten, deuten unsere Ergebnisse darauf hin, dass der Sprachgebrauch hauptsächlich entlang der Erwähnung von „Ausländer/ausländisch“ und dem allgemeinen Hinweis auf eine Vielfalt der „Nationalitäten“ variiert. Die Wahrscheinlichkeit, den Begriff „Ausländer“ zu verwenden, ist in ostdeutschen Städten signifikant höher als in Westdeutschland, während Bewohner*innen westdeutscher Städte eher auf eine Vielfalt der Nationalitäten verweisen. Offenbar verschwimmen in westdeutschen Städten, wo ja auch die Migrant*innenanteile wesentlich höher liegen, die symbolischen Grenzziehungen etwas stärker als in ostdeutschen. Denkbar ist auch ein stärkerer Einfluss sozialer Bewegungen, die vor allem den Ausländerbegriff, häufig auch einen Verweis auf die unterschiedlichen Kulturen, als ausgrenzend ablehnen. Zweitens ist es für Personen mit migrantischer Herkunft wahrscheinlicher, dass sie die diffuse Kategorie „Nationalitäten“ verwenden als für Personen ohne migrantische Herkunft. Erstere neigen weniger dazu, den Begriff „Herkunft“ zu verwenden.

Tabelle 2: Regressionen des Begriffsgebrauchs auf ausgewählte Charakteristika und Einstellungen

	Nationalitäten	Herkunft	Länder/ Regionen	Sprache	Ausländer
Alter (Ref. 18 bis 24 Jahre)					
25 bis 44 Jahre	-0,159 (0,413)	-0,362 (0,416)	0,354 (0,771)	-0,011 (0,789)	0,195 (1,086)
45 bis 64 Jahre	0,297 (0,398)	-1,058** (0,407)	0,690 (0,748)	-0,912 (0,791)	1,384 (1,034)
65 und mehr Jahre	0,042 (0,402)	-1,089** (0,412)	1,065 (0,748)	-0,429 (0,787)	1,654 (1,034)
Geschlecht (Ref. Mann)					
Frau	-0,014 (0,120)	-0,066 (0,142)	0,084 (0,172)	0,568 (0,316)	0,091 (0,184)
Bildung (Ref. niedrige Bildung)					
hohe Bildung	-0,164 (0,123)	0,496** (0,151)	-0,224 (0,174)	0,370 (0,316)	-0,869*** (0,190)
Migrantische Herkunft (Ref. ohne)					
mit mig. Herkunft	0,362** (0,135)	-0,333* (0,168)	0,260 (0,190)	0,324 (0,318)	0,117 (0,210)
Region (Ref. Westdeutschland)					
Ostdeutschland	-0,856** (0,286)	0,420 (0,285)	0,127 (0,324)	-0,452 (0,746)	0,940*** (0,278)
Anerkennung von Vielfalt					
Positive Evaluation (Ref. ablehnen/unentschlossen)					
befürworten	-0,035 (0,148)	-0,020 (0,180)	-0,154 (0,209)	-0,268 (0,356)	-0,087 (0,222)
Partizipation an Institutionen/Ressourcen (Ref. ablehnen/unentschlossen)					
befürworten	-0,170 (0,137)	0,320 (0,164)	0,099 (0,198)	-0,336 (0,341)	0,131 (0,212)
Modellstatistik					
n	1.228	1.228	1.228	1.228	1.228
Log Likelihood	-801,821	-620,508	-476,425	-195,193	-422,741
Akaike Inf. Crit.	1.623,642	1.261,016	972,851	410,386	865,482

Quelle: DivA-Survey 2019/20.

Anmerkung: Ost- und westdeutsche Städte. * $p < 0,05$, ** $p < 0,01$, *** $p < 0,001$. Ref. = Referenzkategorie. Hohe Bildung bedeutet mindestens Abitur oder ähnliche Schulbildungsabschlüsse erreicht. Niedrige Bildung sind alle anderen Schulbildungsabschlüsse oder ohne Schulbildungsabschluss. Migrantische Herkunft bedeutet, dass die Person keine deutsche Staatsangehörigkeit hat, selbst im Ausland geboren ist oder mindestens ein Elternteil im Ausland geboren ist.

Auch das Bildungsniveau hat eine klare Relevanz für den Sprachgebrauch. Während Personen mit höherer Bildung den diffusen Begriff „Herkunft“ verwenden (was durch den positiven signifikanten Koeffizienten angezeigt wird), neigen sie weniger als Befragte mit niedrigerem Bildungsniveau dazu, den Begriff „Ausländer/ausländisch“ zu verwenden. Dies könnte daran liegen, dass höher Gebildete häufiger wissen, dass Personen mit migrantischer Herkunft nicht per se Ausländer*innen sind, dass sie auf korrekte Begriffe mehr Wert legen, gesellschaftliche Normen eher kennen bzw. akzeptieren oder auch selbst inklusive Begrifflichkeiten häufiger bevorzugen.

Um die Implikationen des Begriffsgebrauchs weiter zu überprüfen, verwenden wir erneut die oben eingeführte Unterscheidung zweier Dimensionen der Anerkennung von Vielfalt: 1. Evaluierung der Vielfalt als positiv für Gesellschaft und Individuen, 2. Partizipation aller Gruppen an gesellschaftlichen Institutionen und der Ressourcenverteilung. Wenn man so will, untersuchen wir hier auch das Verhältnis von symbolic boundaries (im Begriffsgebrauch) zu social boundaries (also eingeschränkter Teilhabe, hier Einstellungen dazu). Zunächst aber zeigen wir die Zusammenhänge zwischen dem Gebrauch bestimmter Begriffe und der Anerkennung von Vielfalt als wertvoll für Gesellschaft und Individuen. Es zeigt sich, dass der Begriffsgebrauch nach Kontrolle anderer Faktoren nicht durch diese Einstellungen beeinflusst wird. Wir stellen jedenfalls keine signifikanten Unterschiede im Gebrauch der häufig verwendeten Begriffe/Konzepte Nationalität, Herkunft, Länder/Regionen, Sprache oder Ausländer zwischen Personen mit unterschiedlichen Meinungen zur positiven Evaluation von Vielfalt fest.

Wie ist das Bild für die Meinungen zu institutionellen Konsequenzen von Vielfalt? Die Surveyfragen bezogen sich hier auf Vielfalt in den Parlamenten, die Verteilung öffentlicher Gelder und die Präsenz des Islam im öffentlichen Raum. Auch hier zeigt sich, dass die Verwendung bestimmter Begrifflichkeiten nicht mit Meinungsunterschieden zu den Konsequenzen gesellschaftlicher Vielfalt zusammenhängt.

Insgesamt sprechen die vorstehenden Analysen nicht dafür, dass der Sprachgebrauch und die Auswahl bestimmter Kategorien deutliche Hinweise auf Einstellungen zur Bewertung der Vielfalt und zu Forderungen nach deren Reflektion in den gesellschaftlichen Institutionen gibt. Insofern Begriffe symbolic boundaries sind, scheinen sie in diesem Fall nicht eindeutig mit Positionen zu den social boundaries verbunden zu sein. Plausibler erscheint es, einen unterschiedlichen Begriffsgebrauch durch verschiedene Gruppen als Ausdruck verfügbarer Begriffsrepertoires (nach Bildung, in Ost und West) zu interpretieren.

5. Schlussfolgerungen

Spiegelt sich die vielfach diagnostizierte Vielfalt der Gesellschaft auch in den Wahrnehmungen der Bevölkerung? Und welche Rolle spielen dabei migrationsbezogene Differenzierungen der Wohngebietsbevölkerung? Welche Bedeutung schließlich

haben solche Differenzierungen für Ab- und Ausgrenzungen oder aber Anerkennung? Für die Untersuchung dieser Fragen konnten wir die Vorteile eher qualitativen Materials und einer breiten, repräsentativen Bevölkerungsumfrage kombinieren, also sowohl die Befragten in begrenztem Maß „sprechen“ lassen¹³ als auch breiter gültige Schlussfolgerungen bezüglich sozialer und demografischer Charakteristika und politischer Einstellungen ziehen. Gleiche Fragestellungen in zwei im Abstand von etwa zehn Jahren durchgeführten Umfragen ermöglichten Einblicke in den Wandel über die Zeit.

Unsere Ergebnisse zeigen, dass ganz überwiegend die städtische Bevölkerung Westdeutschlands ihr soziales Umfeld als divers wahrnimmt. Vielfalt im Wohnumfeld bedeutet an erster Stelle, aber keinesfalls ausschließlich, Migration. Gut die Hälfte der untersuchten städtischen Bevölkerung bemerkt und findet es relevant, dass die Menschen in ihrem sozialräumlichen Umfeld verschiedenster Herkunft oder Nationalität etc. sind. Dies gilt insbesondere für Jüngere, Bewohner*innen westdeutscher Städte und Personen mit migrantischer Herkunft. Vor allem soziodemografische und an dritter Stelle sozioökonomische Aspekte sind den Menschen ebenfalls wichtig. Bemerkenswert ist, dass nicht nur die Salienz von Migration, sondern auch von anderen Dimensionen der Vielfalt im Zeitvergleich der Daten für 2010 und für 2019/20 zunimmt: Vielfalt wird vielschichtiger wahrgenommen. Überraschend ist, dass trotz der deutlich angestiegenen Migration und der heftigen politischen Debatten über den Umgang damit die Salienz von Migration nur leicht ansteigt: Knapp die Hälfte der Befragten erwähnen migrationsbezogene Vielfalt unter den Menschen im Wohnviertel nicht. Dies kann zwei Gründe haben: Sie nehmen im eigenen Wohngebiet eine solche Vielfalt nicht wahr oder sie erscheint ihnen nicht bemerkenswert, vielleicht schon normal.

Bewertungen dieser Vielfalt und Einstellungen zu deren Konsequenzen bringt die Salienz von Migration eher nicht zum Ausdruck, auch dies mag überraschen. Tatsächlich könnte, wer bei der Beschreibung der Wohngebietsbevölkerung (auch) auf migrationsbedingte Aspekte hinweist, neutrale/r Beobachter*in sein, Vielfalt und Teilhabe akzeptieren oder diese ablehnen. Unser Befund weicht ab vom Befund anderer Studien, die Zusammenhänge zwischen einer Platzierung des Themas Einwanderung auf der politischen Agenda und negativen Einstellungen feststellten (Dennison/Geddes 2018; Kustov 2022). In den hier verwendeten Studien wurde Salienz subtiler erfasst, indem wir die Befragten baten, die Menschen in ihrem Wohnviertel zu charakterisieren. Offenbar müssen wir stärker unterscheiden, in welcher Hinsicht bzw. in welchen Bereichen Migration als relevant wahrgenommen wird, um zu verstehen, wie dies mit ihrer Bewertung zusammenhängt. Unsere Ergebnisse beziehen sich auf Wohngebiete und deutsche Städte. Weitere

13 Allerdings erlaubte es das Format einer offenen Frage in einem Survey nicht, tiefergehende Erläuterungen etwa zu den Vorstellungen, die die Befragten mit bestimmten Kategorisierungen verbinden, zu erfragen oder verknüpfte Emotionen zu beobachten.

Forschungsarbeiten sollten andere Kontexte – zentrale öffentliche Plätze, Schulen, Arbeitsplätze, Vereine etc. – einbeziehen und Muster vergleichen. Unter Umständen hat die Salienz von Migration unterschiedliche Bedeutungen, je nachdem, ob der Kontext Politik oder Alltag aufgerufen wird. Unsere Befunde zeigen, dass sie nicht unbedingt mit einer Ablehnung von Migration verbunden ist.

Überraschend ist, dass wir auch für den Gebrauch bestimmter Begrifflichkeiten in der Beschreibung migrationsbezogener Charakteristika der Wohngebietsbevölkerung kaum Assoziationen mit politischen Haltungen feststellen. Während die Wirkung bestimmter Begrifflichkeiten auf die so Beschriebenen hier außer Acht bleiben muss,¹⁴ gilt für diejenigen, die diese benutzen, dass die Wahl bestimmter Begrifflichkeiten allenfalls schwache Hinweise darauf gibt, wie die Betroffenen Auswirkungen der gesellschaftlichen Vielfalt und diesbezügliche Teilhabeansprüche bewerten. Nach Bildung und regionalen Kontexten unterschiedlich verfügbare Begriffsrepertoires scheinen dagegen eine Rolle zu spielen. Damit wollen wir nicht argumentieren, dass Sprache unwichtig sei für symbolische Grenzziehungen in sozialen Interaktionen. Vielleicht aber werden solche symbolischen Grenzziehungen in der Kommunikation erst durch komplexere Vorgänge ausgedrückt, weniger die reine Wahl bestimmter Begrifflichkeiten. Umfassendere Kommunikationen und Interaktionen wurden hier nicht untersucht – und sind mit den Mitteln einer repräsentativen Umfrage auch kaum erfassbar. Dennoch weisen unsere Ergebnisse darauf hin, dass – während sicher social boundaries durch symbolic boundaries befestigt werden – letztere nicht per se mit solchen Grenzziehungen verknüpft sind. Kategorisierungen, die Menschen verwenden, spiegeln auch das Repertoire, das ihnen zur Verfügung steht.

Im Zeitverlauf wurden Veränderungen im Begriffsgebrauch festgestellt, die auf einen Bedeutungsverlust eher Distanz markierender Kategorien zugunsten von Begrifflichkeiten, die eine diffuse Vielfalt beschreiben, hinweisen. Vage Hinweise auf die Vielfalt der Nationalitäten ersetzen tendenziell die Nennung einzelner Herkunftsländer; der Ausländerbegriff verliert an Bedeutung. Als „diffuse Vielfalt“ scheinen uns diese Begrifflichkeiten, aber auch die Uneindeutigkeit der mit der Wahrnehmung gesellschaftlicher Vielfalt verbundenen Assoziationen, vorläufig angemessen beschrieben. Hier könnten sich Veränderungen im Selbstbewusstsein einer heterogenen Einwanderungsgesellschaft andeuten.

Literatur

Asbrock, Frank, Lemmer, Gunnar, Becker, Julia C., Koller, Jeffrey & Wagner, Ulrich (2014): „Who are these foreigners anyway?” The content of the term foreigner and its impact on prejudice. *SAGE Open* 4(2).

14 Ohne Zweifel können Betroffene bestimmte Begriffe als ausgrenzend und beleidigend wahrnehmen. Dies wird in den hier verwendeten Studien nicht erfasst.

- Avdagic, Sabina & Savage, Lee (2024): Does the framing of immigration induce welfare chauvinism? The effects of negativity bias and motivated reasoning. *Political Behaviour* 46: 2169-2189.
- Bai, Xuechunzi, Ramos, Miguel R. & Fiske, Susan T. (2020): As diversity increases, people paradoxically perceive social groups as more similar. *Proceedings of the National Academy of Sciences* 117(23): 12741-12749.
- Bergmann, Jörg (2010): Die kategoriale Herstellung von Ethnizität – Ethnomethodologische Überlegungen zur Ethnizitätsforschung. In: Marion Müller & Dariuš Zifonun (Hrsg.), *Ethnowissen. Soziologische Beiträge zu ethnischer Differenzierung und Migration*. Wiesbaden: VS Verlag. S. 155-170.
- Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) (2021): *Migrationsbericht der Bundesregierung. Migrationsbericht 2020*. Berlin. Online unter: https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Forschung/Migrationsberichte/migrationsbericht-2020.pdf?__blob=publicationFile&v=19.
- Czymara, Christian S. & Dochow, Stephan (2008): Mass media and concerns about immigration in Germany in the 21st century: Individual-level evidence over 15 years. *European Sociological Review* 34(4): 381-401.
- Dennison, James & Geddes, Andrew (2018): A rising tide? The salience of immigration and the rise of anti-immigration political parties in western Europe. *The Political Quarterly* 90(1): 107-116.
- Dizdar, Dilek, Hirschauer, Stefan, Paulmann, Johannes & Schabacher, Gabriele (2021): *Human-differenzierung. Disziplinäre Perspektiven und empirische Sondierungen*. Weilerswist: Velbrück.
- Dochow-Sondershaus, Stephan (2022): Ethnische Nachbarschaftskomposition und die Entwicklung einwanderungsbezogener Sorgen in Zeiten starker Zuwanderung. In: Hanno Kruse & Janna Teltemann (Hrsg.), *Differenz im Raum*. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 171-194.
- Drouhot, Lucas, Petermann, Sören, Schönwälder, Karen & Vertovec, Steven (2021): *The "Diversity Assent" (DivA) survey – technical report*. MMG Working Paper 21-02. Göttingen: Max-Planck-Institut zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften.
- Drouhot, Lucas, Schönwälder, Karen, Petermann, Sören & Vertovec, Steven (2023). Who supports refugees? Diversity assent and pro-refugee engagement in Germany. *Comparative Migration Studies* 11(4).
- Edgell, Penny, Stewart, Evan, Billups, Sarah Catherine & Larson, Ryan (2020): The stakes of symbolic boundaries. *The Sociological Quarterly* 61(2): 309-333.
- El-Mafaalani, Aladin, Kurtenbach, Sebastian & Strohmeier, Klaus Peter (Hrsg.) (2015): *Auf die Adresse kommt es an... Segregierte Stadtteile als Problem- und Möglichkeitsräume begreifen*. Weinheim: Beltz.
- Endtricht, Rebecca & Kleinschnittger, Janosch (2023): Wahrnehmung extremistischer Aktivitäten und subjektives Bedrohungserleben in Deutschland: Verbreitung und Einflussfaktoren. In: Thomas Bliesener, Lena Deyerling, Arne Dreißigacker, Isabel Henningsmeier, Merten Neumann, Jonas Schemmel, Carl Philipp Schröder & Laura Treskow (Hrsg.), *Kriminalität und Kriminologie im Zeitalter der Digitalisierung*. Mönchengladbach: Forum Verlag Godesberg. S. 243-264.
- Farley, Reynolds, Steeh, Charlotte, Jackson, Tara, Krysan, Maria & Reeves, Keith (1993): Continued racial residential segregation in Detroit: "Chocolate city, vanilla suburbs" revisited. *Journal of Housing Research* 4(1): 1-38.
- Granovetter, Mark & Soong, Roland (1988): Threshold models of diversity: Chinese restaurants, residential segregation and the spiral of silence. *Sociological Methodology* 18: 69-104.

- Harris, David R. (2001): Why are whites and blacks averse to black neighbors? *Social Science Research* 30(1): 100-116.
- Harris, Eloisa, Schönwälder, Karen, Petermann, Sören & Vertovec, Steven (2023): Diversity assent: Conceptualisation and an empirical application. *Ethnic and Racial Studies* 47(15): 3212-3236.
- Herda, Daniel (2010): How many immigrants? Foreign-born population innumeracy in Europe. *Public Opinion Quarterly* 74(4): 674-695.
- Hirschauer, Stefan (2021): Menschen unterscheiden. Grundlinien einer Theorie der Humandifferenzierung. *Zeitschrift für Soziologie* 50(3-4): 155-174.
- Hirschauer, Stefan & Boll, Tobias (2017): Un/doing Differences. Zur Theorie und Empirie eines Forschungsprogramms. In: Stefan Hirschauer (Hrsg.), *Undoing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*. Weilerswist: Velbrück. S. 7-26.
- Hopkins, Daniel J., Sides, John & Citrin, Jack (2019): The muted consequences of correct information about immigration. *The Journal of Politics* 81(1): 315-320.
- Howell, Junia & Emerson, Michael O. (2018): Preserving racial hierarchy amidst changing racial demographics: How neighbourhood racial preferences are changing while maintaining segregation. *Ethnic and Racial Studies* 41(15): 2770-2789.
- Hüttermann, Jörg (2018): *Figurationsprozesse der Einwanderungsgesellschaft: Zum Wandel der Beziehungen zwischen Alteingesessenen und Migranten in deutschen Städten*. Bielefeld: transcript.
- Hüttermann, Jörg (2020): Intergruppenbeziehungen und Interaktionen in urbanen Räumen der deutschen Einwanderungsgesellschaft. In: Antje Röder & Dariuš Zifonun (Hrsg.), *Handbuch Migrationsoziologie*. Wiesbaden: Springer VS. S. 1-49.
- Jacobsen, Jannes, Eisnecker, Philipp & Schupp, Jürgen (2017): Rund ein Drittel der Menschen in Deutschland spendete 2016 für Geflüchtete, zehn Prozent halfen vor Ort – immer mehr äußern aber auch Sorgen. *DIW Wochenbericht* 17: 347-358.
- Klein, Thomas & Fischer-Kerli, David (2000): Die Zuverlässigkeit retrospektiv erhobener Lebensverlaufsdaten. Analysen zur Partnerschaftsbiografie des Familiensurvey. *Zeitschrift für Soziologie* 29(4): 294-312.
- KOSIS-Gemeinschaft (2021): URBAN AUDIT Strukturdatenatlas. strukturdatenatlas.urbanaudit.de. Gesehen 13. April 2023.
- Kraus, Michael W., Park, Jun Won & Tan, Jacinth J. X. (2017): Signs of social class: The experience of economic inequality in everyday life. *Perspectives on Psychological Science* 12(3): 422-435.
- Kruse, Hanno & Teltemann, Janna (2022): Wo und wie Grenzen ziehen? Soziale Kategorisierung in der quantitativen Stadtsoziologie. In: Hanno Kruse & Janna Teltemann (Hrsg.), *Differenz im Raum*. Wiesbaden: Springer VS. S. 3-24.
- Kustov, Alexander (2022): Do anti-immigration voters care more? Documenting the issue importance asymmetry of immigration attitudes. *British Journal of Political Science* 53(2): 796-805.
- Lamont, Michèle, Beljean, Stefan & Clair, Matthew (2014): What is missing? Cultural processes and causal pathways to inequality. *Socio-Economic Review* 12: 573-608.
- Lamont, Michèle & Molnár, Virág (2002): The study of boundaries in the social sciences. *Annual Review of Sociology* 28: 167-195.

- Lamont, Michèle, Pendergrass, Sabrina & Pachuki, Mark (2015): Symbolic boundaries. in: James D. Wright (Hrsg.), *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences*. 2. Auflage. Oxford: Elsevier. S. 850-855.
- Legewie, Joscha & Schaeffer, Merlin (2016): Contested boundaries: Explaining where ethnoracial diversity provokes neighborhood conflict. *American Journal of Sociology* 122(1): 125-161.
- Müller, Marion & Zifonun, Darius (2010): Wissenssoziologische Perspektiven auf ethnische Differenzierung und Migration: Eine Einführung. In: Marion Müller & Darius Zifonun (Hrsg.), *Ethnowissen. Soziologische Beiträge zu ethnischer Differenzierung und Migration*. Wiesbaden: VS Verlag. S. 9-36.
- Neal, Zachary (2021): Does the neighbourhood matter for neighbourhood satisfaction? A meta-analysis. *Urban Studies* 58(9): 1775-1791.
- Neckel, Sighard & Sutterlüty, Ferdinand (2010): Negative Klassifikationen und ethnische Ungleichheit. In: Marion Müller & Darius Zifonun (Hrsg.), *Ethnowissen. Soziologische Beiträge zu ethnischer Differenzierung und Migration*. Wiesbaden: VS Verlag. S. 217-236.
- Nieswand, Boris (2021): Die Diversität der Diversitätsdiskussion. In: Antje Röder & Darius Zifonun (Hrsg.), *Handbuch Migrationssoziologie*. Wiesbaden: Springer. S. 1-26.
- Nieswand, Boris (2016): Über die Banalität ethnischer Differenzen. In: Boris Nieswand & Heike Drotbohm (Hrsg.), *Kultur, Gesellschaft, Migration. Die reflexive Wende in der Migrationsforschung*. Wiesbaden: Springer VS. S. 271-296.
- Oberwittler, Dietrich, Janssen, Heleen & Gerstner, Dominik (2017): Unordnung und Unsicherheit in großstädtischen Wohngebieten – Die überschätzte Rolle von „Broken Windows“ und die Herausforderungen ethnischer Diversität. *Soziale Probleme* 28: 181-205.
- Pape, Simone, Rössel, Jörg & Solga, Heike (2008): Die visuelle Wahrnehmbarkeit sozialer Ungleichheit: Eine alternative Methode zur Untersuchung der Entkopplungsthese. *Zeitschrift für Soziologie* 36(1): 25-41.
- Park, Robert. E. & Burgess, Ernest W. (1925): *The City*. Chicago: Chicago University Press.
- Petermann, Sören, Heywood, Joe, Hewstone, Miles, Hüttermann, Jörg, Schmid, Katharina, Schmitt, Thomas, Schönwälder, Karen, Stolle, Dietlind & Vertovec, Steven (mit TNS Emnid) (2012): *The "Diversity and Contact" (DIVCON) survey 2010 – technical report*. MMG Working Paper 12-21. Göttingen: Max-Planck-Institut zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften.
- Petschel, Anja & Will, Anne-Kathrin (2020): Migrationshintergrund: ein Begriff, viele Definitionen. Ein Überblick auf Basis des Mikrozensus 2018. *Wirtschaft und Statistik. WISTA* (5): 78-90.
- Pottie-Sherman, Yolande & Wilkes, Rima (2017): Does size really matter? On the relationship between immigrant group size and anti-immigrant prejudice. *International Migration Review* 51(1): 218-250.
- Schaeffer, Merlin (2013): Which groups are mostly responsible for problems in your neighbourhood? The use of ethnic categories in Germany. *Ethnic and Racial Studies* 36(1): 156-178.
- Schelling, Thomas C. (2006): *Micromotives and Macrobehavior*. New ed. with a new preface and the Nobel Lecture. New York: Norton.
- Schönwälder, Karen, Petermann, Sören, Hüttermann, Jörg, Vertovec, Steven, Hewstone, Miles, Stolle, Dietlind, Schmid, Katharina & Schmitt, Thomas (2016): *Diversity and Contact. Immigration and Social Interaction in German Cities*. Global Diversities Series. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

- Schönwälder, Karen & Triadafilopoulos, Triadafilos (2016): The new differentialism: Responses to immigrant diversity in Germany. *German Politics* 25(3): 366-380.
- Sides, John & Citrin, Jack (2007): European opinion about immigration: The role of identities, interests and information. *British Journal of Political Science* 37(3): 477-504.
- Singer, Eleanor & Couper, Mick P. (2017): Some methodological uses of responses to open questions and other verbatim comments in quantitative surveys. *MDA methods, data, analysis* 11(2): 115-134.
- Spielhaus, Riem (2018): Zwischen Migrantisierung von Muslimen und Islamisierung von Migranten. In: Naika Foroutan, Juliane Karakayali & Riem Spielhaus (Hrsg.), *Postmigrantische Perspektiven: Ordnungssysteme, Repräsentationen, Kritik*. Frankfurt a.M.: Campus. S. 129-143.
- Statistisches Bundesamt (2017): *Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus 2010 – hochgerechnet auf Basis des Zensus 2011*. Sonderausgabe der Fachserie 1 Reihe 2.2, Ausgabe 2010. Wiesbaden.
- Statistisches Bundesamt (2021): *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus 2020 – Erstergebnisse*. Fachserie 1 Reihe 2.2. Wiesbaden.
- Stubager, Rune, Tilley, James, Evans, Geoffrey, Robison, Joshua & Harrits, Gitte Sommer (2018): In the eye of the beholder: What determines how people sort others into social classes? *Social Science Research* 76: 132-143.
- Sutterlüty, Ferdinand, Neckel, Sighard & Walter, Ina (2008): Klassifikationen im Kampf um Abgrenzung und Zugehörigkeit. In: Sighard Neckel & Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), *Mittendrin im Abseits. Ethnische Gruppenbeziehungen im lokalen Kontext*. Wiesbaden: VS Verlag. S. 27-89.
- Trittler, Sabine & Wöhler, Thomas (2022): Kulturelle und ethnische Definitionen von Zugehörigkeit in Ost- und Westdeutschland und im Stadt-Land-Vergleich. In: Hanno Kruse & Janna Teltemann (Hrsg.), *Differenz im Raum*. Wiesbaden: Springer VS. S. 221-248.
- Wasmer, Martina & Hochman, Oshrat (2019): „In Deutschland lebende Ausländer“: Unterschiede im Begriffsverständnis und deren Konsequenzen für die Einstellungsmessung. *Informationsdienst Soziale Indikatoren* 61: 18-23.
- Weber, Hannes (2016): Mehr Zuwanderer, mehr Fremdenangst? Ein Überblick über den Forschungsstand und ein Erklärungsversuch aktueller Entwicklungen in Deutschland. *Berliner Journal für Soziologie* 25: 397-428.
- Weins, Cornelia (2011): Gruppenbedrohung oder Kontakt? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 63(3): 481-499.
- Wessendorf, Susanne (2020): Ethnic minorities' reactions to newcomers in East London: Symbolic boundaries and convivial labor. *British Journal of Sociology* 71: 208-220.
- Van Heerden, Sjoerdje & Ruedin Didier (2019): How attitudes towards immigrants are shaped by residential context: The role of ethnic diversity dynamics and immigrant visibility. *Urban Studies* 56(2): 317-334.
- Zerubavel, Eviatar (1996): Lumping and splitting: Notes on social classification. *Sociological Forum* 11: 421-433.

Emily Hellriegel*

Grenzenlos schön?

Der Zusammenhang zwischen ethnischen Grenzen und wahrgenommener physischer Attraktivität**

Zusammenfassung: Während es zahlreiche Hinweise darauf gibt, dass Attraktivität in verschiedenen Lebensbereichen Vorteile bringt, wissen wir wenig über die sozialen Determinanten der wahrgenommenen physischen Attraktivität. Dies gilt insbesondere im Hinblick auf (ethnische) Gruppengrenzen und soziale Distanz. Im vorliegenden Beitrag wird daher untersucht, ob ethnische Grenzen einen Einfluss darauf haben, als wie attraktiv Eingewanderte und ihre Nachkommen von Nicht-Eingewanderten wahrgenommen werden. Warum sollten ethnische Grenzen und soziale Distanz die Wahrnehmung der physischen Attraktivität beeinflussen? Eine mögliche Erklärung lässt sich aus der Literatur über ethnische Grenzen und der Theorie der sozialen Identität ableiten. Diese postulieren, dass Individuen ihre Mitmenschen entweder der Eigen- oder der Fremdgruppe zuordnen. Auffällige Marker der ethnischen Zugehörigkeit können die Wahrscheinlichkeit erhöhen, dass Eingewanderte und ihre Nachkommen als Angehörige der Fremdgruppe eingestuft werden. Diese Kategorisierungsprozesse gehen mit Abwertungen von Fremdgruppen einher, die dazu führen könnten, dass Personen mit Einwanderungsgeschichte von Personen ohne Einwanderungsgeschichte als weniger attraktiv wahrgenommen werden. Die Mechanismen werden anhand der ersten und elften Welle (Aufstockungsstichprobe) des Deutschen Beziehungs- und Familienpanels (pairfam, N = 16.760) unter Verwendung von linearen Regressionsmodellen mit Interviewer-Fixed-Effects analysiert. Die Ergebnisse zeigen, dass ethnische Grenzen und soziale Distanz nicht mit der wahrgenommenen physischen Attraktivität zusammenhängen.

Stichworte: Schönheit; Theorie der Sozialen Identität; Soziale Distanz; Interviewer-Fixed-Effects; Deutschland

* Emily Hellriegel, Bergische Universität Wuppertal, Gaußstraße 20, 42119 Wuppertal, E-Mail: hellriegel@uni-wuppertal.de.

** Diese Arbeit nutzt Daten des Beziehungs- und Familienpanels pairfam, welches von Josef Brüderl, Sonja Drobnič, Karsten Hank, Johannes Huinink, Bernhard Nauck, Franz J. Neyer und Sabine Walper geleitet wurde. Die Studie wurde von 2004 bis 2022 als Schwerpunktprogramm bzw. Langfristvorhaben durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert. An dieser Stelle möchte ich mich bei Reinhard Schunck sowie den anonymen Gutachtenden und den Herausgebenden der Sozialen Welt für die hilfreichen Kommentare zu einer früheren Version dieses Artikels bedanken. Der Code zur Reproduktion der Analysen mit den pairfam Daten ist hier zu finden: https://osf.io/6jwk5/?view_only=cf595502bc-f6469a8e0e7090d14b7a04

Beauty Beyond Boundaries?

The Association between Ethnic Boundaries and Perceptions of Physical Attractiveness

Abstract: While there is considerable evidence indicating that attractiveness confers advantages in various areas of life, we know little about the social determinants of perceived physical attractiveness. This holds in particular with respect to (ethnic) group boundaries and social distance. To address this gap, this paper investigates if ethnic boundaries impact how attractive individuals with a migration background are perceived by individuals without a migration background. Why should ethnic boundaries and social distance affect perceptions of physical attractiveness? A potential explanation can be derived from the literature on ethnic boundaries and social identity theory, which postulates that individuals group their others into either belonging to the in- or the out-group. Salient markers of ethnicity may make it more likely for individuals with a migration background to be categorized as belonging to the out-group. These categorizations go hand in hand with devaluations of out-groups, which may lead to individuals with a migration background being perceived as physically less attractive by individuals without a migration background. To explore the mechanisms empirically, data from the first and eleventh wave (refreshment sample) of the German Family Panel (pairfam, N = 16,760) is used, estimating linear regression models with interviewer-fixed-effects. The results show that ethnic boundaries and social distance are not related to perceived physical attractiveness.

Keywords: Beauty; Social Identity Theory; Social Distance; Interviewer-Fixed-Effects; Germany

1 Einleitung

Die sozialwissenschaftliche Forschung hat sich ausgiebig mit den Konsequenzen der physischen Attraktivität beschäftigt, folglich ist es längst keine neue Erkenntnis mehr, dass diese eine wichtige Determinante für Lebenschancen darstellt. Personen, die als attraktiv wahrgenommen werden, haben in vielen Lebensbereichen erhebliche Vorteile. Attraktive Kinder werden in der Schule bevorzugt und erhalten bessere Noten (Dunkake et al. 2012; Langlois et al. 2000), attraktive Erwachsene sind mit höherer Wahrscheinlichkeit verheiratet (Benzeval et al. 2013), verdienen mehr (Althans et al. 2022; Wong/Penner 2016) und haben Vorteile bei Einstellungsverfahren und arbeitsbezogenen Bewertungen (Bóo et al. 2013; Ruffle/Shtudiner 2015; Wolbring/Riordan 2016).

Im Hinblick auf die Frage, was als attraktiv wahrgenommen wird, gibt es zwei Perspektiven: Während die (evolutions-)psychologische Forschung davon ausgeht,

dass es kulturell übergreifende und zeitlich konstante Merkmale gibt, die als attraktiv gelten (Gallup/Frederick 2010; Rhodes 2006), gibt es andererseits körperliche Merkmale, die nicht in allen Kulturkreisen als attraktiv wahrgenommen werden und die sich über die Zeit hinweg verändert haben (Swami et al. 2007). Aus dieser Perspektive folgt, dass die Beurteilung von Attraktivität vom sozialen Kontext abhängt, also ein veränderbares Merkmal ist und sich das, was als attraktiv empfunden wird, zwischen Kulturen unterscheidet. Vor dem Hintergrund der zweiten Perspektive untersucht dieser Beitrag, ob soziale Kategorisierungsprozesse einen Einfluss auf Attraktivitätswahrnehmungen haben. Umso überraschender ist es, dass es bisher kaum empirische Erkenntnisse dazu gibt, ob die wahrgenommene Attraktivität eine zusätzliche Dimension der Stratifizierung darstellt, die für Personen mit Einwanderungsgeschichte¹ und ethnische Minderheiten von Bedeutung ist. Um diese Forschungslücke zu schließen, wird untersucht, ob ethnische Grenzen einen Einfluss darauf haben, als wie attraktiv Personen mit Einwanderungsgeschichte von Personen ohne eine solche wahrgenommen werden. Die Stärke der ethnischen Grenzen wird in diesem Beitrag anhand von Einwanderungsgeschichte, Generationenzugehörigkeit, Ethnizität und Sprachkenntnissen operationalisiert. Grenzen zeichnen sich durch die Kombination von kategorialer und sozialer Dimension aus. Die kategoriale Dimension bezieht sich auf eine kognitive Klassifizierung von Personen, wodurch die soziale Welt in Gruppen geordnet und zwischen Eigen- und Fremdgruppe unterschieden wird. Die soziale Dimension bestimmt, wie man sich unter bestimmten Umständen zu den Mitgliedern dieser beiden Gruppen verhält (Alba/Nee 2003; Wimmer 2008).

Zur Beantwortung der Forschungsfrage nutzt dieser Beitrag Elemente der Theorie der sozialen Identität (Tajfel/Turner 1979) und der Literatur zu ethnischen Grenzen (Alba 2005; Wimmer 2008). Diese nehmen an, dass Individuen ihre Mitmenschen entweder der Eigen- oder der Fremdgruppe zuweisen und, dass diese Kategorisierungsprozesse mit einer Abwertung der Fremdgruppe einhergehen, was dazu führen kann, dass Personen mit Einwanderungsgeschichte von Personen ohne Einwanderungsgeschichte als weniger attraktiv wahrgenommen werden. Auffällige Marker der ethnischen Zugehörigkeit erhöhen die Wahrscheinlichkeit, dass Personen mit Einwanderungsgeschichte der Fremdgruppe zugeordnet, abgewertet und als weniger attraktiv wahrgenommen werden. Im Gegensatz dazu können Hinweise auf Grenzüberschreitungen oder Integration den gegenteiligen Effekt haben und dazu führen, dass die soziale Distanz abnimmt und Personen mit Einwanderungsgeschichte nicht abgewertet werden; damit sinkt die Wahrscheinlichkeit, dass sie als weniger attraktiv wahrgenommen werden als Personen ohne Einwanderungsgeschichte. Da sich

1 Da der Begriff „Migrationshintergrund“ in der Kritik steht, ist in diesem Beitrag von „Personen mit Einwanderungsgeschichte“ die Rede. Dieser Begriff umfasst eine Gruppe von Menschen, die entweder selbst nach Deutschland eingewandert sind oder mindestens ein zugewandertes Elternteil haben. Für eine Diskussion der Kritikpunkte am Begriff „Migrationshintergrund“ siehe El-Mafaalani (2017) und Will (2019).

Assimilation über Generationen hinweg vollzieht, untersucht dieser Beitrag, ob die Generationenzugehörigkeit einen Einfluss auf die wahrgenommene Attraktivität hat. Zudem wird eine Differenzierung zwischen türkeistämmigen² Personen und Aussiedler*innen vorgenommen, da sich diese Gruppen im deutschen Kontext hinsichtlich des Grades ihrer sozialen Distanz zu Personen ohne Einwanderungsgeschichte unterscheiden.

Für die empirische Untersuchung der Mechanismen wird die 2008 erhobene erste Welle sowie die im Rahmen der elften Welle aus den Jahren 2018/2019 erhobene Aufstockungsstichprobe des Deutschen Beziehungs- und Familienpanels pairfam (N = 16.760) genutzt (Brüderl et al. 2021a). Die pairfam Studie enthält in der ersten, achten und elften Welle eine durch die Interviewenden eingeschätzte Messung der physischen Attraktivität der Befragten. Da die Interviewenden jeweils mehrere Personen befragen, weisen die Daten eine Mehrebenenstruktur auf, die es ermöglicht, lineare Regressionsmodelle mit Interviewer-Fixed-Effects zu schätzen. Dadurch sind die Ergebnisse nicht durch beobachtbare und unbeobachtbare konstante Merkmale der Interviewenden verzerrt, wie beispielsweise eine Einwanderungsgeschichte oder Attraktivitäts-Präferenzen.

Bisher gibt es kaum systematische Forschung zur Fragestellung, ob Angehörige der eigenen ethnische Gruppe (Eigengruppe) als attraktiver wahrgenommen werden als Angehörige einer anderen ethnischen Gruppe (Fremdgruppe). In den meisten Studien wird diese Frage eher indirekt analysiert und es handelt sich hauptsächlich um experimentelle Studien mit kleinen Stichprobengrößen und jungen Befragten (beispielsweise: Lewis 2011; Wade et al. 2004). Zudem kommen diese zu teilweise widersprüchlichen Ergebnissen; außerdem gibt es bisher kaum Erkenntnisse aus Deutschland (siehe Hönekopp 2006). Daher trägt der vorliegende Beitrag dazu bei, diese Forschungslücke zu schließen. Er untersucht erstmals im deutschsprachigen Raum systematisch den Zusammenhang zwischen physischer Attraktivität und ethnischen Grenzen, beziehungsweise sozialer Distanz. Analysiert werden repräsentative Umfragedaten mit einem großen Stichprobenumfang und einer direkten Messung der physischen Attraktivität durch die Interviewenden.

Der folgende Abschnitt soll klären, was physische Attraktivität ist und wie sie gemessen werden kann. Danach wird der aktuelle Forschungsstand zur Frage, ob Angehörige der Eigengruppe als attraktiver wahrgenommen werden, skizziert. Daran schließen sich theoretische Überlegungen zum Zusammenhang zwischen ethnischen Grenzen, sozialer Distanz und physischer Attraktivität und die Konkretisierung der Hypothesen an. Im vierten Abschnitt folgt die Vorstellung der verwendeten Daten, der Operationalisierung der Variablen und der Methode. Im Anschluss werden die Ergebnisse der deskriptiven Analysen und der multiplen

2 In diesem Beitrag wird der Begriff „türkeistämmig“ verwendet, da dieser im Gegensatz zum Begriff „türkischstämmig“ alle ethnischen und sprachlichen Gruppen der Türkei umfasst.

Regressionsanalysen präsentiert. Die Befunde werden im fünften Abschnitt kritisch diskutiert und in den aktuellen Forschungsstand eingeordnet.

2 Physische Attraktivität

2.1 Was ist physische Attraktivität?

Diese Arbeit geht der Frage nach, ob soziale Kategorisierungsprozesse die wahrgenommene physische Attraktivität beeinflussen. Daher soll zunächst geklärt werden, was physische Attraktivität überhaupt ist: Sie basiert auf körperlichen Merkmalen, die von anderen als attraktiv wahrgenommen werden (Lutz et al. 2013). (Evolutions-)psychologische und biologische Forschung geht davon aus, dass es kulturübergreifende und zeitkonstante Präferenzen für bestimmte Merkmale gibt, die sowohl bei Männern als auch bei Frauen als attraktiv gelten, wie z.B. Symmetrie und Durchschnittlichkeit von Gesichtern (Gallup/Frederick 2010; Rhodes 2006). Es gibt jedoch auch geschlechtsspezifische Unterschiede: Bei Frauen gelten hohe Wangenknochen, volle Lippen und ein niedriges Taille-Hüfte-Verhältnis als attraktiv, während es bei Männern ein Bart, ein markantes Kinn und einen höheren Schulter-Hüfte-Verhältnis ist (Dijkstra/Buunk 2001; Fink et al. 2001; Frederick/Haselton 2007; Rhodes 2006; Singh et al. 2010). Aus evolutionsbiologischer Perspektive signalisieren diese geschlechtstypischen Merkmale biologisch verankerte Signale für Fruchtbarkeit. Die Fähigkeit, solche Merkmale zu erkennen, bietet einen Selektionsvorteil, da sie mit Gesundheit und Reproduktionsfähigkeit einhergehen; daher haben sich im Laufe der Menschheitsgeschichte Präferenzen für diese Merkmale entwickelt (Rhodes 2006). Allerdings zeigt eine aktuelle Studie, dass es keine Hinweise darauf gibt, dass morphologische Merkmale von Frauen tatsächlich Fruchtbarkeit signalisieren (Lidborg/Boothroyd 2022).

Diese Perspektive legt nahe, dass physische Attraktivität eine objektive, kulturell und zeitlich stabile Grundlage hat. Gleichzeitig gibt es jedoch auch körperliche Merkmale, die nicht in allen Kulturkreisen als attraktiv angesehen werden und deren Bewertung sich über die Zeit hinweg verändert hat. Dies lässt sich am Beispiel des Ideals des Frauenkörpers verdeutlichen: Während im 17. Jahrhundert füllige Körper als attraktiv galten, gibt es in westlichen Gesellschaften im 21. Jahrhundert eine Präferenz für schlanke Figuren – was von der evolutionstheoretischen Forschung selbst eingeräumt wird (Gallup/Frederick 2010; Swami et al. 2007). Ein weiteres Beispiel dafür, dass Schönheitsideale vom sozialen Kontext abhängen, ist der Befund, dass diese in nicht-westlichen Gesellschaften mit dem Konsum westlicher Medien zusammenhängen (Swami et al. 2010). Die Beurteilung von Körperbehaarung bzw. gebräunter Haut verdeutlicht ebenfalls, dass Schönheitsideale sozial konstruiert sind. Auch die psychologische Forschung bietet eine Erklärung dafür, wie sich die Wahrnehmung der Attraktivität zwischen gesellschaftlichen Gruppen unterscheidet. So führen Gruppenzugehörigkeit und Vertrautheit („familiarity“) dazu, dass Mitglieder der eigenen sozialen oder ethnischen Gruppe als attraktiver

wahrgenommen werden (Coetzee et al. 2014; Little et al. 2011; Schwartzman/Rule 2024; Voegeli et al. 2021). Diese Beispiele zeigen, dass die wahrgenommene physische Attraktivität zumindest in Teilen kulturell überformt und sozial konstruiert ist. Zusammenfassend kann also gefolgert werden, dass es sowohl Merkmale gibt, die kulturübergreifend und zeitkonstant als attraktiv gelten, als auch Merkmale, die kulturspezifisch sind und durch den sozialen Kontext beeinflusst werden.

Entsprechend basieren die theoretischen Annahmen dieser Arbeit auf der Prämisse, dass Attraktivität durch soziale Wahrnehmungsprozesse beeinflusst werden kann und nicht ausschließlich physiologisch determiniert ist – auch wenn sie sicherlich eine physiologische Grundlage hat. Diese Annahme wird durch Hinweise in der Forschung gestützt, die zeigen, dass bestimmte Merkmale, wie beispielsweise der soziale Status, stark mit der Attraktivitätswahrnehmung korrelieren (Bourdieu 2018; Kowner 1996; Schunck 2016).

2.2 Wie wird physische Attraktivität gemessen?

Doch wie kann physische Attraktivität gemessen werden? Üblicherweise wird zur Beurteilung der physischen Attraktivität die „truth-of-consensus“ Methode angewandt, bei der die Attraktivitätseinschätzung als Durchschnitt aus Einzeleinschätzungen gebildet wird (Patzner 1994). Dafür müssen verschiedene Personen anhand einer Fotografie die Attraktivität derselben Zielperson auf einer fünf-, sieben-, neun- oder elfstufigen Skala einschätzen (Rosar et al. 2014). Im Rahmen von face-to-face Interviews gestaltet sich die „truth-of-consensus“ Methode allerdings als schwer anwendbar, es sei denn, es liegen Fotografien der Befragten vor. Daher werden in einigen Befragungen, wie beispielsweise der Allgemeinen Bevölkerungsbefragung der Sozialwissenschaften, dem Beziehungs- und Familienpanel pairfam oder der Add Health Studie, die Interviewenden gebeten, die Attraktivität der Befragten einzuschätzen.

Obwohl die „truth-of-consensus“ Methode als bevorzugte Methode gilt (Lutz et al. 2013), kommen Studien, die eine Attraktivitätsmessung durch Interviewende verwenden, zu vergleichbaren Ergebnissen (siehe hierzu Schneickert et al. 2020). Zusätzlich werden bei Attraktivitätsmessungen durch Interviewende in der Regel Interviewer-Fixed-Effects-Modelle geschätzt, die sicherstellen, dass die Zusammenhänge nicht durch subjektive Präferenzen der Interviewenden verzerrt werden. Die Ergebnisse dieser Modelle sind daher um alle konstanten Merkmale der Interviewenden bereinigt (Schunck 2016).

3 Forschungsstand: Werden Angehörige der Eigengruppe als attraktiver wahrgenommen?

Nur drei Studien haben bisher direkt untersucht, ob Befragte Angehörige der eigenen ethnischen Gruppe als attraktiver wahrnehmen als Angehörige einer anderen ethnischen Gruppe (Burke et al. 2013; Rhodes et al. 2001, 2005). Während Rhodes

et al. (2001) keine signifikanten Unterschiede in den Attraktivitätsbewertungen von kaukasischen (weißen) und chinesischen Studienteilnehmenden finden, zeigen Rhodes et al. (2005), dass kaukasische Befragte eine Präferenz für die Eigengruppe zum Ausdruck bringen. Burke et al. (2013) finden nur sehr schwache Hinweise auf eine Präferenz für Angehörige der Eigengruppe und auch nur bei den männlichen Teilnehmenden ihrer Studie. Zudem werden europäische Gesichter von allen Studienteilnehmenden als am attraktivsten bewertet, unabhängig von deren ethnischer Herkunft.

Daneben gibt es Studien, die indirekt untersuchen, ob Menschen Personen der eigenen ethnischen Gruppe als am attraktivsten wahrnehmen. Der Fokus liegt hier auf anderen Fragestellungen, für deren Beantwortung Teilnehmende unter anderem die physische Attraktivität der Fremd- und Eigengruppe bewerteten. Auch diese liefern widersprüchliche Ergebnisse. So findet eine Reihe von Studien zumindest für jeweils eine der befragten ethnischen Gruppen eine Präferenz für die Eigengruppe (Cunningham et al. 1995; Hönekopp 2006; Lord et al. 2019).

Zwar finden Liu et al. (1995) ebenfalls, dass die Befragten jeweils Personen der eigenen ethnischen Gruppe (hier: „race“)³ als attraktiver wahrnehmen als Personen anderer untersuchter Gruppen. Aber diese Studie zeigt auch, dass Personen mit heller Hautfarbe („Whites“) von allen Gruppen als am attraktivsten wahrgenommen werden. Zu den selben Ergebnissen kommt auch eine Reihe von Studien, die in den USA durchgeführt wurden: Die Wahrnehmung der körperlichen Attraktivität hängt mit der Hautfarbe bzw. der im englischsprachigen Kontext geläufigen Dimension „race“ zusammen, wobei Personen mit heller Hautfarbe von der Mehrheit der Befragten als am attraktivsten wahrgenommen werden (Hill 2002; Monk et al. 2021; Wade et al. 2004).

Dass weder Angehörige der Eigengruppe noch Angehörige der Mehrheitsgesellschaft als am attraktivsten wahrgenommen werden, sondern Personen mit gemischtem ethnischen Hintergrund ist das Ergebnis einer weiteren Gruppe von Studien (Lewis 2011; Reece 2016; Sims 2012; Stepanova/Strube 2018). Sims (2012) bezeichnet diesen Befund als das „Biracial Beauty Stereotype“. Laut (evolutions-)psychologischer Perspektive liefert das biologische Phänomen des Heterosis-Effekts eine Erklärung für diesen Befund: Kreuzungen von genetisch unterschiedlichen Eltern bringen Nachkommen hervor, die genetisch „fitter“ sind als ihre Vorfahren (Lewis 2010). Da Attraktivität mit genetischer Fitness assoziiert ist, erklärt dies die Präferenz von Gesichtern mit gemischtem ethnischen Hintergrund (Lie et al. 2008). Solche Personen könnten jedoch auch aus einem anderen Grund als besonders attraktiv wahrgenommen werden: Da sie gerade nicht den gängigen Schönheitsidealen entsprechen, sondern von diesen abweichen, erscheinen sie „exo-

3 Diese Studie wurde im US-amerikanischen Kontext durchgeführt und unterscheidet zwischen „Whites“, „Blacks“, „Latinos“ und „Asians“.

tisch“ – aber eben nicht so sehr, dass sie eindeutig der Fremdgruppe zugeordnet werden können (Reece 2016).

Die Frage, ob Angehörige der Eigengruppe als attraktiver wahrgenommen werden als Angehörige einer Fremdgruppe, wurde bisher also widersprüchlich beantwortet. So finden einige wenige Studien, dass Befragte Personen der eigenen ethnischen Gruppe als am attraktivsten wahrnehmen (Lord et al. 2019; Rhodes et al. 2005). Es gibt jedoch auch Hinweise darauf, dass über alle ethnischen Gruppen hinweg Personen mit einer hellen Hautfarbe als am attraktivsten bewertet werden (z.B. Hill 2002; Swami et al. 2008). Eine weitere Gruppe von Studien kommt zu dem Ergebnis, dass Personen mit gemischtem ethnischen Hintergrund als am attraktivsten wahrgenommen werden (z.B. Reece 2016; Sims 2012). Die Mehrzahl der zitierten Studien nutzt zur Messung der physischen Attraktivität die „truth-of-consensus“ Methode; nur vier verwenden Attraktivitätsmessungen durch Interviewende (Hill 2002; Monk et al. 2021; Reece 2016; Sims 2012). Allerdings wenden alle Studien, die eine Präferenz für die Eigengruppe feststellen, die „truth-of-consensus“ Methode an (Burke et al. 2013; Cunningham et al. 1995; Hönekopp 2006; Lord et al. 2019; Rhodes et al. 2005). Zudem untersuchen die meisten Studien die Fragestellung mit einem experimentellen Design und kleiner Stichprobengröße, was zu den oben thematisierten widersprüchlichen Ergebnissen führen könnte.

4 Theoretische Überlegungen zum Zusammenhang zwischen ethnischen Grenzen, sozialer Distanz und physischer Attraktivität

Soziale Grenzziehungsprozesse dienen als theoretischer Rahmen für die vorliegende Studie. Soziale Grenzen definieren, wer als Angehöriger der Eigen- bzw. Fremdgruppe gesehen wird. Alba und Nee (2003) verstehen darunter „a categorical distinction that members of a society recognize in their quotidian activities and that affects their mental orientations and actions toward one another“ (S. 59). Eine soziale Grenze kombiniert also eine kategoriale Dimension, die die Welt in Gruppen einteilt und eine soziale Dimension, die festlegt, wie man sich zu den als Eigen- bzw. Fremdgruppe klassifizierten Personen verhält (Wimmer 2008). Prinzipiell eignen sich alle möglichen Merkmalskombinationen für eine ethnische Grenzziehung. Allerdings gibt es (äußere) Merkmale wie die phänotypische Ähnlichkeit und die Sprache, die besonders effektiv der Abgrenzung sozialer Gruppen dienen (Steinbach 2004). Solche Grenzen gehen meistens mit konkreten sozialen und kulturellen Unterschieden zwischen den Gruppen einher. Ethnische Grenzen sind allerdings nicht starr, sondern können sich verändern, an Bedeutung verlieren oder ganz verschwinden, genau wie die mit der Grenze einhergehenden sozialen und kulturellen Unterschiede (Alba 2005; Alba/Nee 2003).

Die Theorie der sozialen Identität bietet eine Erklärung für den Zusammenhang zwischen ethnischer Grenzziehung und der wahrgenommenen physischen Attraktivität (Tajfel/Turner 1979). Sie geht davon aus, dass die soziale Identität einer Person

auf ihrer Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe basiert. Die soziale Identität führt dazu, dass Individuen ihre soziale Umgebung kategorisieren und zwischen der Eigen- bzw. Fremdgruppe unterscheiden. Sie streben nach einer vorteilhaften sozialen Identität, die durch eine positive Abgrenzung der Eigen- zur Fremdgruppe hergestellt werden kann. Diese bewussten und unbewussten Kategorisierungsprozesse führen daher zur Aufwertung der Eigengruppe und zur Abwertung der Fremdgruppe (Scheepers/Derks 2016; Tajfel/Turner 1979). Bei einer Übertragung dieser Annahmen auf die Wahrnehmung der physischen Attraktivität kann also vermutet werden, dass Personen mit Einwanderungsgeschichte von Personen ohne eine solche zunächst als Fremdgruppe kategorisiert werden. Entsprechend der Theorie der sozialen Identität ist damit eine Abwertung verbunden, um eine vorteilhafte soziale Identität zu erlangen bzw. eine solche aufrecht zu erhalten. Folglich werden Personen mit Einwanderungsgeschichte von Personen ohne Einwanderungsgeschichte als physisch weniger attraktiv wahrgenommen.

Grenzziehungsprozesse legen also fest, wer als Angehöriger der Eigen- bzw. Fremdgruppe gesehen wird, während die Theorie der sozialen Identität erklärt, weshalb Angehörige der Eigengruppe aufgewertet und Angehörige der Fremdgruppe abgewertet werden. Aus diesen theoretischen Überlegungen leitet sich die erste Hypothese ab:

H1: Personen ohne Einwanderungsgeschichte⁴ nehmen Personen mit Einwanderungsgeschichte als physisch weniger attraktiv wahr als solche ohne Einwanderungsgeschichte.

Grenzziehungsprozesse implizieren auch, dass die Einwanderungsgeschichte bei Personen, die ähnlicher sind, beziehungsweise zu denen eine geringere soziale Distanz⁵ besteht, bei der Einschätzung der physischen Attraktivität eine geringere Rolle spielt. Konzepte der intergenerationalen Integration besagen, dass sich Assimilation über Generationen hinweg vollzieht (Esser 2004, 2006). Für Personen der sogenannten zweiten Generation, also die in Deutschland geborenen Nachkommen von Eingewanderten, verringert sich die soziale Distanz, da sie beispielsweise das deutsche Schulsystem durchlaufen und sich an kulturelle Gewohnheiten angepasst haben; zudem haben sie bessere Chancen interethnische Beziehungen aller Art einzugehen. Daraus lässt sich schließen, dass Personen ohne Einwanderungsgeschichte Personen der zweiten Generation als kulturell und sozial ähnlicher und damit auch als attraktiver wahrnehmen als Personen der ersten Generation. Die Generationenzugehörigkeit als Proxy für den Grad der sozialen Distanz oder die Sozialisation

4 In den Analysen werden zwar nicht ausschließlich Interviewende ohne Einwanderungsgeschichte berücksichtigt, die Interviewer-Fixed-Effects-Modelle kontrollieren jedoch alle konstanten Merkmale der Interviewenden, wie beispielsweise die Einwanderungsgeschichte.

5 Bogardus (1925) versteht unter sozialer Distanz „the grades and degrees of understanding and intimacy which characterize pre-social and social relations generally“ (S. 216).

zu verwenden ist auch empirisch verbreitet, beispielsweise in Arbeitsmarktstudien (Gries et al. 2022; Tran 2018). Die zweite Hypothese lautet daher:

H2: Personen ohne Einwanderungsgeschichte nehmen Personen mit Einwanderungsgeschichte der ersten Generation als physisch weniger attraktiv wahr als deren Nachkommen der zweiten Generation.

Nachdem allgemein der Zusammenhang zwischen Generationenzugehörigkeit als Proxy für Ähnlichkeit und der wahrgenommenen physischen Attraktivität thematisiert wurde, soll im Folgenden genauer auf die im deutschsprachigen Raum relevanten Dimensionen der ethnischen Grenzziehung eingegangen werden: ethnische Herkunft und Deutschkenntnisse.

Die Forschung zur sozialen Distanz zeigt, dass ethnische Gruppen entsprechend der sozialen Distanz und dem sozioökonomischen Erfolg der Gruppe hierarchisch eingestuft werden (Hagendoorn 1995). Fremdgruppen werden also entsprechend ihrer kulturellen Ähnlichkeit mit der Eigengruppe angeordnet, wobei diejenigen Fremdgruppen, die der Eigengruppe am ähnlichsten sind, wohlwollender wahrgenommen und in der ethnischen Hierarchie weiter oben angesiedelt werden (Hagendoorn 1993). Im deutschen Kontext könnte diese Logik bedeuten, dass Personen ohne Einwanderungsgeschichte gegenüber türkeistämmigen Personen eine größere kulturelle Distanz wahrnehmen als gegenüber Aussiedler*innen, also Personen deutscher Abstammung und ihre Nachkommen, die hauptsächlich in Osteuropa lebten und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nach Deutschland zurückkehrten (Steinbach 2004). Daher werden türkeistämmige Personen weniger positiv wahrgenommen, was sie auch als weniger attraktiv erscheinen lassen könnte.

Zusätzlich gestalten sich Grenzüberschreitungen schwerer, je eher sich die Grenzen an im Alltag leicht wahrnehmbaren Kriterien, wie beispielsweise der Hautfarbe, festmachen lassen (Alba/Nee 2003). Hier lässt sich also vermuten, dass sich eine Grenzüberschreitung für Personen, die der dominanten Gruppe phänotypisch ähnlicher sind, einfacher gestaltet. So unterscheiden sich beispielsweise türkeistämmige Personen phänotypisch mitunter stärker als Aussiedler*innen von Personen ohne Einwanderungsgeschichte. Daher müssen manche ethnische Gruppen mehr Zugehörigkeitsarbeit leisten als andere (Wimmer 2009). Angesichts dieser Überlegungen lässt sich die folgende Hypothese ableiten:

*H3: Personen ohne Einwanderungsgeschichte nehmen türkeistämmige Personen als physisch weniger attraktiv wahr als Aussiedler*innen.*

Auch geringe Deutschkenntnisse oder ein Akzent stellen eine klare Grenze dar, die Eingewanderte und ihre Nachkommen von Personen ohne Einwanderungsgeschichte trennt, die soziale Distanz erhöht und eine Kategorisierung als Fremdgruppe wahrscheinlicher macht. Allerdings geht es dabei nicht nur darum, dass geringe Deutschkenntnisse oder ein möglicher Akzent wahrgenommen werden und darauf eine Kategorisierung als der Fremdgruppe zugehörig erfolgt, vielmehr kann

ein Akzent auch Rückschlüsse auf die Herkunft einer Person zulassen (Rakic/Stößel 2013). Daraus lässt sich ableiten, dass Sprachkenntnisse die Assoziation von ethnischer Herkunft und der wahrgenommenen physischen Attraktivität (H3) moderieren. Das bedeutet also, dass geringe Deutschkenntnisse bzw. ein damit einhergehender Akzent die wahrgenommene Attraktivität von Personen aus von Deutschland kulturell unterschiedlicheren Ländern, wie Türkeistämmige, stärker verringern als von Personen aus kulturell ähnlicheren Ländern, wie Aussiedler*innen. Die vierte Hypothese lautet daher:

*H4: Geringe Deutschkenntnisse haben einen stärkeren negativen Einfluss auf die wahrgenommene Attraktivität von Türkeistämmigen Personen als auf die wahrgenommene Attraktivität von Aussiedler*innen.*

5 Daten und Methoden

5.1 Daten

Für die Analyse der (sozialen) Determinanten der physischen Attraktivität wird zum einen die 2008 erhobene erste Welle und zum anderen die im Rahmen der elften Welle aus den Jahren 2018/2019 erhobene Aufstockungsstichprobe des Beziehungs- und Familienpanels pairfam verwendet (v12.0) (Brüderl et al. 2021a). Im pairfam werden seit 2008 deutschlandweit jährlich etwa 12.000 zufällig ausgewählte Personen aus vier Geburtsjahrgängen sowie deren Eltern, Partner*innen und Kinder befragt. Obwohl die pairfam Studie keinen expliziten Schwerpunkt auf Migrationsforschung legt, sind Türkeistämmige Personen und Aussiedler*innen überrepräsentiert.

Von den 17.423 Beobachtungen wurden 663 von den Analysen ausgeschlossen, da diese – von 35 Interviewenden durchgeführten – Interviews eine sehr geringe Variation (Standardabweichung kleiner als 0,4) in den Attraktivitätsbewertungen aufweisen. Dies könnte daran liegen, dass diese Interviewenden davor zurückschreckten, die physische Attraktivität von Mitmenschen zu bewerten und alle Befragten als 7 (= sehr attraktiv) einstufen. Für Robustheitsanalysen wurden diese Beobachtungen aber wieder in die Modelle aufgenommen. Es zeigen sich nur marginale Unterschiede in den Ergebnissen.

Der finale Datensatz umfasst 16.760 Personen, die von 585 Interviewenden befragt wurden. In die Analysen gehen eine unterschiedliche Anzahl an Beobachtungen ein, je nachdem welche Kontrollvariablen berücksichtigt werden, da alle Beobachtungen mit fehlenden Werten (listwise deletion) ausgeschlossen werden. Die Kontrollvariable „elterliche Bildung“ hat 4.416 fehlende Werte, so dass die Modelle 2 und 4, in denen diese Variable kontrolliert wird, weniger Fälle enthalten. Listwise deletion führt jedoch nicht zu Verzerrung der Regressionsschätzer, da die Wahrscheinlichkeit fehlender Werte für die elterliche Bildung (UV) nicht von der Attraktivität der Befragten (AV) abhängt (Allison 2001).

Je nach Spezifikation wird eine unterschiedliche Anzahl an Interviewenden ausgeschlossen, da nur jene berücksichtigt werden können, die mehr als eine Person interviewt haben. Die genaue Anzahl der ausgeschlossenen Interviewenden und die Anzahl an Beobachtungen pro Modell sind in Tabelle A1⁶ im Anhang dargestellt.

5.2 Variablen

Abhängige Variable

In der ersten, achten und elften Welle des pairfams werden Informationen über die physische Attraktivität der Befragten gesammelt. Am Ende jedes Interviews beantworten die Interviewenden die Frage „Wie attraktiv finden Sie den Befragten/die Befragte?“ auf einer 7-stufigen Skala von 1 (= sehr unattraktiv) bis 7 (= sehr attraktiv). Die Interviewenden erhalten dabei keine zusätzlichen Anweisungen.

In den Analysen wird die wahrgenommene Attraktivität als kontinuierliche Variable verwendet. Als Zusatzanalyse wird die Variable binär kodiert (1 = sehr attraktiv; 0 = alle anderen Ausprägungen), da die Verteilung stark linksschief ist, die Antworten sich also auf „attraktive“ Ausprägungen konzentrieren. Dies könnte, wie in 5.1 bereits ausgeführt, auf die Art der Erhebung durch Interviewende zurückgeführt werden. Im Anhang finden sich die Ergebnisse für die Assoziationen mit der binär-kodierten Version der Variable (Tab. A5 und A6). Die Schätzungen der beiden Varianten unterscheiden sich kaum voneinander.

Unabhängige Variablen

Die Variable „Einwanderungsgeschichte“ basiert im pairfam auf dem Geburtsort der Befragten und dem ihrer Eltern. Befragte werden als Personen mit Einwanderungsgeschichte eingestuft, wenn sie selbst oder mindestens ein Elternteil nicht in Deutschland geboren wurden. So kann zwischen Personen ohne Einwanderungsgeschichte, Eingewanderten erster Generation und deren Nachkommen der zweiten Generation unterschieden werden.

Um die dritte und vierte Hypothese zu untersuchen, wird die ethnische Herkunft als unabhängige Variable berücksichtigt. Die Befragten werden im pairfam in fünf Gruppen unterschiedlicher ethnischer Herkunft eingeteilt: Deutsche ohne Einwanderungsgeschichte, Aussiedler*innen, Personen mit gemischtem ethnischen Hintergrund,⁷ türkeistämmige Personen und solche mit anderem nicht-deutschen Hintergrund.

Zur Untersuchung der Interaktion zwischen der ethnischen Herkunft und den Deutschkenntnissen wurde eine Variable erstellt, die Deutschkenntnisse des Spre-

6 Alle mit „A“ gekennzeichneten Tabellen und Abbildungen befinden sich im Anhang.

7 Im pairfam werden Personen, die ein deutsches und ein nicht-deutsches Elternteil haben, als „Halb-Deutsche“ bezeichnet. Da dieser Begriff problematisch ist, wird in diesem Beitrag von „Personen mit gemischtem ethnischen Hintergrund“ die Rede sein.

chens und Verstehens kombiniert. Die Variable unterscheidet zwischen „sehr guten“ und „nicht sehr guten“ Deutschkenntnissen. Wie gut die Befragten Deutsch sprechen und verstehen wird von den Interviewenden am Ende des Interviews eingeschätzt. Die Deutschkenntnisse der Befragten variieren; alle mussten jedoch über ausreichende Kenntnisse verfügen, um an der auf Deutsch durchgeführten Studie teilnehmen zu können.

Kontrollvariablen

In den Analysen wird für alle konfundierenden Drittvariablen kontrolliert, also Variablen, die sich sowohl auf die Einwanderungsgeschichte bzw. die Ethnizität der Befragten als auch auf die wahrgenommene physische Attraktivität auswirken. Je nach untersuchter Hypothese müssen unterschiedliche Kontrollvariablen berücksichtigt werden. Sie werden in Tabelle A2 dargestellt. Da für die Analysen zwei verschiedene Stichproben verwendet werden – Welle 1 und Welle 11 – wird in allen Modellen für die Stichprobe kontrolliert. Zudem werden die Modelle getrennt für weibliche und männliche Befragte geschätzt, da Attraktivitätszuschreibungen und Schönheitshandeln geschlechtsspezifisch sind. Frauen sind in stärkerem Maße als Männer Schönheitsidealen ausgesetzt und weisen daher auch ein höheres Niveau an Schönheitshandeln auf⁸ (Krause 2014; Penz 2010).

Bei der Analyse der ersten und zweiten Hypothese ist die Einwanderungsgeschichte⁹ die unabhängige Variable. Das Alter der Befragten ist eine zentrale konfundierende Drittvariable. Für Personen der ersten Generation ist davon auszugehen, dass ihr Alter die Entscheidung auszuwandern beeinflusst hat. Das Alter beeinflusst auch die wahrgenommene physische Attraktivität, da jüngere Personen als attraktiver wahrgenommen werden als ältere. Zudem wird der elterliche Bildungsgrad kontrolliert, denn von ihm hängt ab, ob eine Person eine Einwanderungsgeschichte hat. Zum einen erhöht oder verringert er die Wahrscheinlichkeit, dass sich Eltern zur Migration entschließen, zum anderen, dass sich die Befragten selbst dafür oder dagegen entscheiden. Außerdem gibt es Hinweise darauf, dass Personen als umso attraktiver wahrgenommen werden, je höher der Bildungsgrad ihrer Eltern ist (Bauldry et al. 2016; Huber 2014). Kontrolliert wird auch der Bildungsgrad der Befragten selbst, obwohl der kausale Status dieser Variable für Personen mit eigener Einwanderungserfahrung nicht eindeutig ist; die Variable könnte sowohl ein Mediator als auch eine konfundierende Drittvariable sein. Einerseits könnte der Bildungsgrad einen Einfluss darauf haben, ob sich jemand für eine Auswanderung entscheidet. Andererseits könnte die Einwanderungsgeschichte einer Person den

8 Als Ursache dafür können die „strukturelle Machtlosigkeit“ von Frauen (Hasenkamp et al. 2005) und evolutionäre Gründe (Gründl 2004) angeführt werden.

9 Je nach Ausprägung dieser Variable wird ein unterschiedliches Set an Kontrollvariablen benötigt. Dies wird im Anhang näher erläutert.

Grad ihrer Bildung beeinflussen. Die Schätzungen mit bzw. ohne Einbezug des Bildungsgrades als Kontrollvariable unterscheiden sich jedoch kaum voneinander.

Bei der Analyse der dritten Hypothese, also der Assoziation von Ethnizität und physischer Attraktivität, werden keine Kontrollvariablen berücksichtigt. Es gibt keine Variablen, die sich sowohl auf die Ethnizität als auch auf die wahrgenommene physische Attraktivität auswirken.

Im Falle der Moderationshypothese (H4) werden zusätzlich noch Variablen kontrolliert, die die Sprachkenntnisse und die physische Attraktivität der Befragten beeinflussen. Daher wird auch hier das Alter, der Bildungsgrad und der elterliche Bildungsgrad kontrolliert. Sowohl jüngere Befragte als auch Personen mit einem höheren Bildungsgrad und Personen, deren Eltern besser gebildet sind, verfügen über bessere Deutschkenntnisse als ihre älteren Peers oder Personen mit niedrigerem Bildungsgrad und Personen, deren Eltern einen niedrigeren Bildungsgrad haben. Zusätzlich wird die Einwanderungsgeschichte kontrolliert, da die Generationenzugehörigkeit einen wichtigen Proxy für Deutschkenntnisse darstellt.

5.3 Methoden

Da nur sehr wenige Informationen zu den Interviewenden vorliegen und nicht ausgeschlossen werden kann, dass Merkmale der Interviewenden deren Attraktivitätseinschätzung beeinflussen, wurden Interviewer-Fixed-Effects-Modelle geschätzt (Schunck 2016). Im Sample dieser Studie hat jeder der 585 Interviewenden im Durchschnitt 29 Interviews geführt. Entsprechend liegen geclusterte Daten vor und es lassen sich Interviewer-Fixed-Effects-Modelle schätzen. Diese bereinigen die Schätzungen um alle konstanten Einflüsse auf höherer Ebene, in diesem Fall also auf Ebene der Interviewenden. Dadurch werden alle konstanten Merkmale der Interviewenden kontrolliert, also all jene Merkmale, die sich zwischen den Interviews nicht verändern. Dies umfasst sowohl beobachtbare Merkmale, wie Alter und Geschlecht, als auch nicht beobachtbare Merkmale, wie beispielsweise subjektive Präferenzen hinsichtlich der physischen Attraktivität oder eine Einwanderungsgeschichte. Das lineare Regressionsmodell mit Interviewer-Fixed-Effects lässt sich darstellen als

$$(y_{ij} - \bar{y}_i) = \beta_1(x_{ij} - \bar{x}_i) + (\epsilon_{ij} - \bar{\epsilon}_i) \quad (1)$$

wobei i für den Interviewenden und j für den Befragten steht. y_{ij} steht also für die durch den Interviewenden i eingeschätzte physische Attraktivität von Person j . x_{ij} steht für alle gemessenen Merkmale der Befragten, die deren Attraktivität beeinflussen. ϵ_{ij} ist der Fehlerterm auf Ebene 1, der alle unbeobachtbaren Merkmale der Befragten umfasst, die einen Einfluss auf die wahrgenommene physische Attraktivität der Befragten haben. Das Fixed-Effects-Modell entsteht durch die Subtraktion des Between-Modells vom Random-Effects-Modell. Bei dieser sogenannten Within-Transformation werden von jeder in der Gleichung enthaltenen Variable

jeweils die personenspezifischen Mittelwerte abgezogen (Brüderl 2010; siehe hierzu ausführlich: Schunck 2016; Schunck/Perales 2017). Dadurch ist das Modell um alle beobachtbaren und unbeobachtbaren konstanten Merkmale der Interviewenden bereinigt und es taucht kein Fehlerterm der Ebene 2 auf.

Darüber hinaus enthalten die Modelle Kohorten-Fixed-Effects, um Kohorteneffekte auszuschließen. In allen Regressionen werden cluster-robuste Standardfehler geschätzt, um für serielle Korrelationen und Heteroskedastizität zu korrigieren (Wooldridge 2016). Es kamen kalibrierte Design-Gewichte zum Einsatz (Brüderl et al. 2021b). Die Berechnungen wurden mit Stata 16.1 durchgeführt.

Da es sich um querschnittliche Daten handelt und nicht alle relevanten konfundierenden Variablen kontrolliert werden können, werden die Schätzungen nicht kausal interpretiert. Es handelt sich lediglich um Korrelationen.

6 Befunde

6.1 Deskriptive Ergebnisse

Die deskriptive Verteilung der wahrgenommenen physischen Attraktivität nach Geschlecht und Einwanderungsgeschichte zeigt, dass weibliche Befragte generell als attraktiver eingeschätzt werden als männliche (Abb. A1). Dieser Befund steht im Einklang mit den Ergebnissen einer Vielzahl anderer Studien (z.B. Hamermesh/Biddle 1994; Schneickert et al. 2020). Weibliche Befragte der zweiten Generation werden im Vergleich zu jenen der ersten Generation und jenen ohne Einwanderungsgeschichte am häufigsten als sehr attraktiv wahrgenommen und im Durchschnitt als etwas attraktiver (Ohne Einwanderungsgeschichte: Mittelwert = 5,62; Erste Generation: Mittelwert = 5,59; Zweite Generation: Mittelwert = 5,72). Auch männliche Befragte der ersten Generation werden etwas seltener als sehr attraktiv wahrgenommen als ihre Peers der zweiten Generation und jene ohne Einwanderungsgeschichte, die Mittelwerte der drei Gruppen unterscheiden sich jedoch nur minimal (Ohne Einwanderungsgeschichte: Mittelwert = 5,38; Erste Generation: Mittelwert = 5,40; Zweite Generation: Mittelwert = 5,38) (Abb. A1).

Ein Blick auf die Verteilung der physischen Attraktivität nach Ethnizität verdeutlicht, dass weibliche Befragte mit gemischtem ethnischen Hintergrund (Mittelwert = 5,71), gefolgt von jenen mit einem anderen nicht-deutschen Hintergrund (Mittelwert = 5,70) und türkeistämmigen Frauen (Mittelwert = 5,60) etwas häufiger als sehr attraktiv wahrgenommen werden als Frauen ohne Einwanderungsgeschichte (Mittelwert = 5,62) und Aussiedlerinnen (Mittelwert = 5,58). Männliche Befragte mit einem anderen nicht-deutschen Hintergrund, jene ohne Einwanderungsgeschichte und Männer mit gemischtem ethnischen Hintergrund werden am häufigsten als sehr attraktiv wahrgenommen, während türkeistämmige Männer am seltensten als sehr attraktiv bewertet werden. Auch hier unterscheiden sich die Mittelwerte der fünf Gruppen nur minimal (Ohne Einwanderungsgeschichte: Mit-

telwert = 5,38; Aussiedler: Mittelwert = 5,39; Gemischter ethnischer Hintergrund: Mittelwert = 5,34; Türkeistämmig: Mittelwert = 5,38; Anderer nicht-deutscher Hintergrund: Mittelwert = 5,40) (Abb. A2).

In Hinblick auf die physische Attraktivität nach Deutschkenntnissen wird deutlich, dass sowohl weibliche als auch männliche Befragte mit sehr guten Deutschkenntnissen (Frauen: Mittelwert = 5,67; Männer: Mittelwert = 5,42) im Vergleich zu ihren Peers mit nicht sehr guten Deutschkenntnissen (Frauen: Mittelwert = 5,19; Männer: Mittelwert = 4,99) als deutlich attraktiver wahrgenommen werden (Abb. A3).

Zusammenfassend lässt sich auf deskriptiver Ebene also feststellen, dass weibliche Befragte als attraktiver wahrgenommen werden als männliche. Außerdem wird deutlich, dass Eingewanderte der ersten Generation etwas seltener als sehr attraktiv wahrgenommen werden als solche der zweiten Generation und Personen ohne Einwanderungsgeschichte. Während weibliche Eingewanderte der ersten Generation auch im Durchschnitt als weniger attraktiv wahrgenommen werden, unterscheidet sich der Mittelwert für männliche Befragte der ersten Generation nicht von dem für solche der zweiten Generation und männliche Befragte ohne Einwanderungsgeschichte. Zudem werden Aussiedlerinnen und türkeistämmige Männer im Vergleich zu ihren Peers anderer Ethnizitäten etwas seltener als sehr attraktiv wahrgenommen. Die Mittelwertsunterschiede für männliche Befragte verschiedener Ethnizitäten sind zwar etwas kleiner als für weibliche Befragte, aber grundsätzlich sind sie für beide Geschlechter gering. Im Gegensatz dazu sind die Unterschiede bei der wahrgenommenen Attraktivität zwischen Befragten mit sehr guten und nicht sehr guten Deutschkenntnissen deutlich größer.

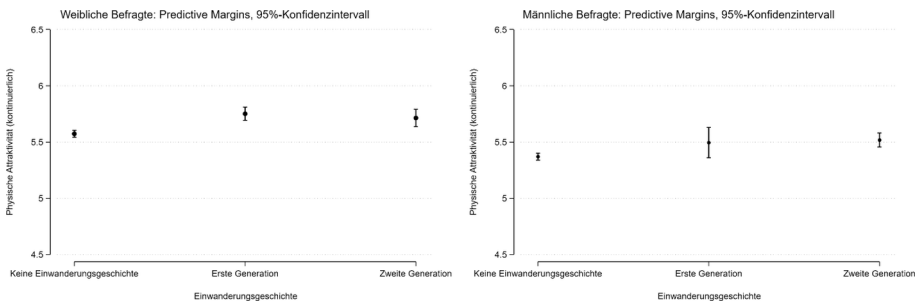
6.2 Ergebnisse multipler Regressionsanalysen

Die Ergebnisse der multiplen Regressionsanalysen zur Assoziation von Einwanderungsgeschichte und wahrgenommener physischer Attraktivität unter Kontrolle der relevanten konfundierenden Variablen unterscheiden sich von den deskriptiven Verteilungen. In Abbildung 1 sind die mittleren vorhergesagten Werte für die physische Attraktivität in Abhängigkeit von der Einwanderungsgeneration getrennt für weibliche (linkes Panel) und männliche Befragte (rechtes Panel) dargestellt. Es zeigt sich, dass sowohl weibliche als auch männliche Befragte mit Einwanderungsgeschichte als etwas attraktiver wahrgenommen werden als Befragte ohne Einwanderungsgeschichte. Weibliche Befragte der ersten Generation werden als um 0,18 Punkte (s.e. = 0,04) und jene der zweiten Generation als um 0,14 Punkte (s.e. = 0,05) attraktiver wahrgenommen als weibliche Befragte ohne Einwanderungsgeschichte. Diese Zusammenhänge sind auf dem 5%- bzw. 10%-Niveau statistisch signifikant (Tab. A3, Modell 2). Auch für männliche Befragte ist der Zusammenhang zwischen der zweiten Generation und der physischen Attraktivität auf dem 5%-Niveau statistisch signifikant: Sie werden als um 0,15 Punkte (s.e. = 0,04)

attraktiver wahrgenommen als ihre Peers ohne Einwanderungsgeschichte (Tab. A4, Modell 2). Ähnliche Ergebnisse zeigen sich für die Vorhersage der höchsten Attraktivität: Weibliche Befragte der ersten und zweiten Generation werden auf dem 10%- bzw. 1%-Niveau statistisch signifikant als attraktiver wahrgenommen im Vergleich zu Frauen ohne Einwanderungsgeschichte (Tab. A5, Modell 2). Auch für männliche Befragte ist der Zusammenhang zwischen der zweiten Generation und der höchsten Attraktivität auf dem 10%-Niveau statistisch signifikant (Tab. A6, Modell 2). Diese Ergebnisse stehen im Widerspruch zur ersten Hypothese: Personen ohne Einwanderungsgeschichte nehmen Personen mit Einwanderungsgeschichte also nicht als physisch weniger attraktiv wahr als solche ohne Einwanderungsgeschichte.

Die zweite Hypothese besagt, dass Personen mit Einwanderungsgeschichte der ersten Generation als weniger attraktiv wahrgenommen werden als ihre Nachkommen der zweiten Generation. Abbildung 1 verdeutlicht, dass sich die vorhergesagten Mittelwerte der physischen Attraktivität für Personen der ersten und zweiten Generation jedoch kaum voneinander unterscheiden. Weibliche Befragte der ersten Generation ($p.m.^{10} = 5,75$; $s.e. = 0,03$) werden als etwas attraktiver wahrgenommen als jene der zweiten Generation ($p.m. = 5,71$; $s.e. = 0,04$), während männliche Befragte der zweiten Generation ($p.m. = 5,52$; $s.e. = 0,03$) als etwas attraktiver wahrgenommen werden als jene der ersten Generation ($p.m. = 5,50$; $s.e. = 0,07$). Diese Unterschiede sind aber sehr gering und weder für weibliche noch für männliche Befragte statistisch signifikant. Die Ergebnisse falsifizieren also auch die zweite Hypothese: Die Generationenzugehörigkeit ist nicht mit der wahrgenommenen physischen Attraktivität assoziiert.

Abbildung 1: Mittlere vorhergesagte Werte für die durchschnittliche Attraktivität nach Einwanderungsgeneration, für weibliche (N = 6.248) und männliche (N = 5.692) Befragte



Anmerkung: Vorhergesagte Werte basieren auf Modell 2 in Tabelle A3 und A4.

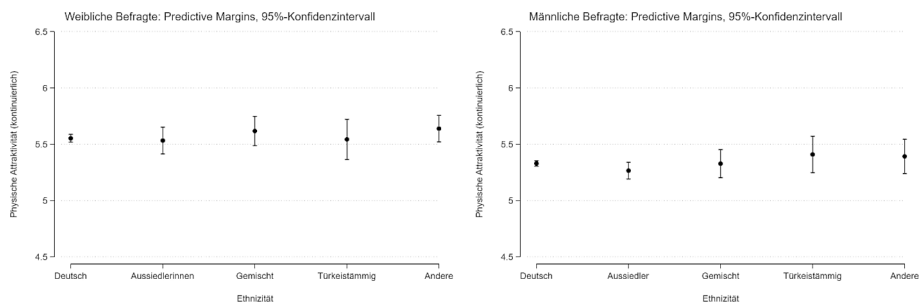
Quelle: pairfam Welle 1 und Welle 11 (Aufstockungsstichprobe), gewichtet, eigene Berechnung.

10 In diesem Beitrag steht p.m. für predictive margins.

Bei den vorhergesagten Mittelwerten nach Ethnizität (Abb. 2) zeigen sich für weibliche Befragte nur marginale Unterschiede (linkes Panel). Während Aussiedlerinnen (p.m. = 5,53; s.e. = 0,06) und türkeistämmige Befragte (p.m. = 5,54; s.e. = 0,09) als etwas weniger attraktiv wahrgenommen werden, werden Frauen mit einem anderem ethnischen Hintergrund (p.m. = 5,64; s.e. = 0,06) und jene mit einem gemischten ethnischen Hintergrund (p.m. = 5,62; s.e. = 0,07) im Vergleich zu Personen ohne Einwanderungsgeschichte als etwas attraktiver wahrgenommen. Allerdings sind die Punktschätzer weder bei der Vorhersage der durchschnittlichen Attraktivität noch bei der Vorhersage der höchsten Attraktivität statistisch signifikant (Tab. A3, Modell 3 und Tab. A5, Modell 3).

Auch für männliche Befragte unterscheiden sich die Mittelwerte der durchschnittlichen Attraktivität nach Ethnizität nur minimal voneinander (Abb. 2, rechtes Panel). Während keiner der Punktschätzer für die durchschnittliche Attraktivität statistisch signifikant ist (Tab. A4, Modell 3), ist der Zusammenhang zwischen gemischtem ethnischen Hintergrund und der höchsten Attraktivität positiv und auf dem 10%-Niveau statistisch signifikant. Männer mit gemischtem ethnischen Hintergrund werden um 0,03 Punkte (s.e. = 0,01) eher als sehr attraktiv eingeschätzt als Männer ohne Einwanderungsgeschichte (Tab. A6, Modell 3). Somit wird auch die dritte Hypothese nicht bestätigt: Personen ohne Einwanderungsgeschichte nehmen türkeistämmige Personen nicht als physisch weniger attraktiv wahr als Aussiedler*innen.

Abbildung 2: Mittlere vorhergesagte Werte für die durchschnittliche Attraktivität nach Ethnizität, für weibliche (N = 8.457) und männliche (N = 7.889) Befragte



Anmerkung: Vorhergesagte Werte basieren auf Modell 3 in Tabelle A3 und A4.

Quelle: pairfam Welle 1 und Welle 11 (Aufstockungsstichprobe), gewichtet, eigene Berechnung.

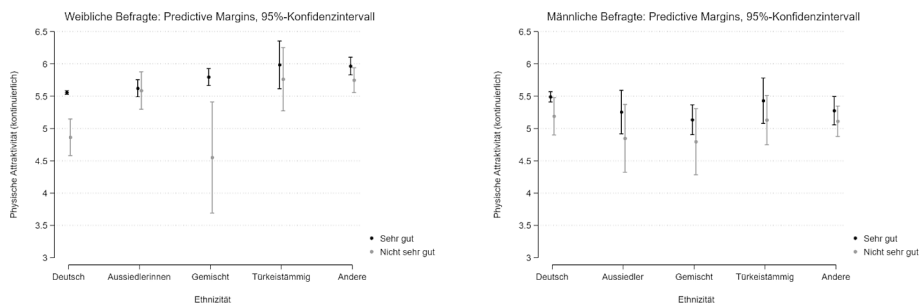
In Abbildung 3 sind die mittleren vorhergesagten Werte für die wahrgenommene physische Attraktivität nach Ethnizität für weibliche (linkes Panel) und männliche Befragte (rechtes Panel) mit sehr guten und nicht sehr guten Deutschkenntnissen dargestellt. Während nicht sehr gute Deutschkenntnisse die wahrgenommene physische Attraktivität von Aussiedlerinnen um nur 0,03 Punkte reduzieren (Sehr gute

Deutschkenntnisse: p.m. = 5,62; s.e. = 0,07, Nicht sehr gute Deutschkenntnisse: p.m. = 5,59; s.e. = 0,15), sind es für türkeistämmige weibliche Befragte 0,23 Punkte (Sehr gute Deutschkenntnisse: p.m. = 5,99; s.e. = 0,19, Nicht sehr gute Deutschkenntnisse: p.m. = 5,76; s.e. = 0,25).

Beim Vergleich von männlichen Aussiedlern und türkeistämmigen Befragten zeigt sich: Der Unterschied der Effektstärke von Deutschkenntnissen auf die wahrgenommene physische Attraktivität ist geringer als bei ihren weiblichen Peers. So reduzieren nicht sehr gute Deutschkenntnisse die wahrgenommene Attraktivität von Aussiedlern um 0,41 Punkte (Sehr gute Deutschkenntnisse: p.m. = 5,26; s.e. = 0,17, Nicht sehr gute Deutschkenntnisse: p.m. = 4,85; s.e. = 0,27) und die von türkeistämmigen Befragten um 0,30 Punkte (Sehr gute Deutschkenntnisse: p.m. = 5,43; s.e. = 0,18, Nicht sehr gute Deutschkenntnisse: p.m. = 5,13; s.e. = 0,19).

Die Ergebnisse für Frauen entsprechen also in Ansätzen den theoretischen Annahmen: Nicht sehr gute Deutschkenntnisse haben einen weniger starken negativen Einfluss auf die wahrgenommene Attraktivität von Aussiedlerinnen als auf die von türkeistämmigen Frauen. Allerdings ist dieser Interaktionseffekt weder für weibliche noch für männliche Befragte statistisch signifikant (Tab. A3, Modell 4 und Tab. A4, Modell 4). Der Effekt von Ethnizität auf die wahrgenommene physische Attraktivität wird also nicht von den Deutschkenntnissen moderiert. Somit kann auch die vierte Hypothese nicht bestätigt werden: Geringe Deutschkenntnisse haben keinen stärkeren negativen Einfluss auf die wahrgenommene Attraktivität von Personen mit Einwanderungsgeschichte aus Ländern, die sich stärker von Deutschland unterscheiden, wie z.B. der Türkei, als auf die wahrgenommene Attraktivität von Personen mit Einwanderungsgeschichte aus Ländern, die sich kulturell weniger stark unterscheiden, wie z.B. Aussiedler*innen.

Abbildung 3: Mittlere vorhergesagte Werte für die durchschnittliche Attraktivität und den Interaktionseffekt von Ethnizität und Deutschkenntnissen für weibliche (N = 6.248) und männliche (N = 5.692) Befragte



Anmerkung: Vorhergesagte Werte basieren auf Modell 4 in Tabelle A3 und A4.

Quelle: pairfam Welle 1 und Welle 11 (Aufstockungsstichprobe), gewichtet, eigene Berechnung.

Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass entgegen der theoretischen Annahme Interviewende ohne Einwanderungsgeschichte Befragte mit Einwanderungsgeschichte als etwas attraktiver wahrnehmen als solche ohne Einwanderungsgeschichte. Im Gegensatz dazu hat die Ethnizität keinen statistisch signifikanten Einfluss auf die wahrgenommene Attraktivität. Außerdem gibt es keinen statistisch signifikanten Beleg dafür, dass Sprachkenntnisse die Assoziation zwischen Ethnizität und wahrgenommener physischer Attraktivität moderieren.

7 Diskussion

Dieser Beitrag untersucht anhand von repräsentativen Umfragedaten die Frage, ob die wahrgenommene physische Attraktivität durch ethnische Grenzen und soziale Distanz beeinflusst wird. Obwohl es bereits eine Vielzahl an Studien gibt, die belegen, dass physische Attraktivität in vielen Lebensbereichen von Vorteil ist, gibt es bisher kaum systematische Untersuchungen zu deren sozialen Determinanten.

Während die deskriptiven Verteilungen zwar einen Zusammenhang zwischen ethnischen Grenzen und sozialer Distanz einerseits und der wahrgenommenen physischen Attraktivität andererseits andeuten, wird dieser durch die multiplen Regressionsanalysen nicht bestätigt. Dieser Beitrag findet keine Hinweise darauf, dass Personen mit Einwanderungsgeschichte als weniger attraktiv wahrgenommen werden – unabhängig von ihrem ethnischen Hintergrund oder ihrem generationalen Status. Außerdem scheinen die Deutschkenntnisse die Assoziation von ethnischer Herkunft und der wahrgenommenen physischen Attraktivität nicht zu moderieren. Laut dieser Untersuchung haben ethnische Grenzen und soziale Distanz also keinen Einfluss darauf, als wie attraktiv Personen mit Einwanderungsgeschichte von Personen ohne Einwanderungsgeschichte wahrgenommen werden. Die Ergebnisse deuten sogar darauf hin, dass Befragte mit Einwanderungsgeschichte als etwas attraktiver wahrgenommen werden als Befragte ohne eine solche. Dies kann nicht auf Kompositionseffekte zurückgeführt werden, da unter anderem das Alter der Befragten kontrolliert wird. In diesem Beitrag wird also keine Ungleichverteilung der wahrgenommenen physischen Attraktivität zu Ungunsten von Personen mit Einwanderungsgeschichte gefunden. Das heißt, diese Ergebnisse sprechen zunächst nicht dafür, dass sich eine zusätzliche ethnische Ungleichheit zum Nachteil von Personen mit Einwanderungsgeschichte ergibt. Gleichzeitig zeigen Hellyer et al. (2023), dass Personen mit Einwanderungsgeschichte ihre Attraktivität weniger effizient einsetzen können als Personen ohne Einwanderungsgeschichte. Während Personen ohne Einwanderungsgeschichte auf dem Arbeitsmarkt von ihrer Attraktivität profitieren, ist für Personen mit Einwanderungsgeschichte der Zusammenhang zwischen Attraktivität und Arbeitseinkommen uneindeutig.

Die Befunde dieses Beitrags stehen teilweise im Widerspruch zu den Ergebnissen bisheriger Untersuchungen. Das könnte zum einen daran liegen, dass in bisherigen Studien meist die Attraktivität des Gesichts anhand von Fotos gemessen wurde

(z.B. Rhodes et al. 2005, 2001; Burke et al. 2013), während die Messung im pairfam einer realen Situation entspricht, in der sich die Interviewenden in kürzester Zeit ein Bild der Befragten machen und dabei nicht nur den Grad der wahrgenommenen Attraktivität des Gesichts berücksichtigen, sondern auch den des Körpers und des Habitus⁴ (Bourdieu 2018). Außerdem wurden bisherige Untersuchungen fast ausschließlich im englischsprachigen Raum vorgenommen (z.B. Sims 2012; Rhodes et al. 2005, 2001). Es könnte sein, dass sich deren Ergebnisse nicht auf den deutschen Kontext übertragen lassen, da sich die Kategorien entlang derer sich Grenzziehungen vollziehen, in den beiden Kontexten deutlich unterscheiden (Zolberg/Woon 1999). Während es im englischsprachigen Raum eher um Unterscheidungen qua des Merkmals „race“ geht, werden im deutschsprachigen Raum Abgrenzungen vor allem anhand der Nationalität, der Abstammung und der Religion vollzogen. Diese Grenzen sind im Vergleich weniger sichtbar und lösen daher möglicherweise weniger starke Reaktionen aus, was zu Unterschieden bei der Bewertung der physischen Attraktivität führen könnte (Gereke et al. 2022). Die Ergebnisse dieses Beitrags könnten auch so interpretiert werden, dass physische Attraktivität, im Einklang mit den oben ausgeführten (evolutions-)psychologischen und biologischen Annahmen, eine rein physiognomische Grundlage hat, deren Einschätzung kulturell geteilt ist (Gallup/Frederick 2010; Rhodes 2006). Dies würde dann erklären, warum eben keine großen Unterschiede zwischen Personen mit und ohne Einwanderungsgeschichte zu beobachten sind.

Die Widersprüche zu den Ergebnissen bisheriger Untersuchungen weisen darauf hin, dass es weiterer Forschung bedarf, um den Zusammenhang zwischen dem sozialen und ethnischen Hintergrund von Personen und deren wahrgenommener physischer Attraktivität zu verstehen. Der Bedarf an weiterer Forschung ergibt sich aber auch aus den Schwächen dieser Studie. Obwohl die pairfam Studie die für diesen Beitrag essentielle Messung der physischen Attraktivität enthält, sind mit den Daten einige Einschränkungen verbunden. Zum einen ist die Gruppe der Befragten mit Einwanderungsgeschichte im pairfam selektiv. Auch wenn es bei den Deutschenkenntnissen der Befragten Unterschiede gibt, mussten diese über ausreichende Kenntnisse verfügen, um an der auf Deutsch durchgeführten Umfrage teilnehmen zu können. Dadurch ist die Stichprobe in Richtung besser integrierter Befragter verzerrt und die soziale Distanz zu Personen ohne Einwanderungsgeschichte ist weniger groß. Das macht das Sample selektiv und erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass die Hypothesen zur sozialen Distanz und zur Attraktivitätswahrnehmung keine Bestätigung finden, auch wenn sie zuträfen, weil eben die Gruppen mit hoher sozialer Distanz weniger wahrscheinlich im Sample sind.

Außerdem sind die Befragten mit Einwanderungsgeschichte in relativ heterogene Gruppen eingeteilt: So unterscheiden sich Aussiedler*innen, Personen mit gemischtem ethnischen Hintergrund und „andere“ stark voneinander, was für die wahrgenommene physische Attraktivität von Bedeutung ist. Darüber hinaus beruht die Messung der physischen Attraktivität im pairfam nicht auf der „truth-of-consensus“

Methode (Patzner 1994), sondern auf der Beobachtung eines einzelnen Interviewenden. Die Fixed-Effects-Modelle tragen zwar dafür Sorge, dass die Schätzungen nicht durch subjektive Präferenzen der Interviewenden verzerrt werden, aber die Bewertungen sind dennoch nicht intersubjektiv geteilt.

Attraktivitätsbewertungen sind immer ein sensibles Thema, und die einer realen, anwesenden Person in besonderem Maße. Hier besteht die Gefahr, dass Interviewende die Attraktivität von Personen der Fremdgruppe über- und die der Eigengruppe unterschätzen, um eigene Vorurteile auszugleichen (Burke et al. 2013). Zusätzlich könnten Menschen ganz generell Schwierigkeiten haben, die Attraktivität von Angehörigen einer Fremdgruppe einzuschätzen, da es ihnen schwerfällt, die Normentsprechung – eine wichtige Determinante für physische Attraktivität – von Gesichtern anderer Ethnizitäten zu bewerten (Zhou et al. 2016). Für weitere Forschung wäre es daher wichtig, Attraktivitätseinschätzungen nicht nur von Personen ohne Einwanderungsgeschichte vornehmen zu lassen, sondern auch von den (ethnischen) Gruppen, deren Attraktivität eingeschätzt wird. Ein solches Design könnte wirklich Auskunft über eine mögliche bevorzugte Wahrnehmung der Eigengruppe und/oder eine Abwertung der Fremdgruppe geben.

Trotz dieser Schwächen liefert die vorliegende Studie einen wertvollen Beitrag zur Attraktivitätsforschung, denn die Frage nach den (sozialen) Determinanten der physischen Attraktivität wurde bisher fast ausschließlich in der psychologischen Forschung mit experimentellen Daten und kleiner Stichprobe untersucht. Dagegen wurden im vorliegenden Beitrag für die Analyse repräsentative Umfragedaten mit großer Stichprobe und einer direkten Messung der physischen Attraktivität verwendet. Zweitens werden erstmals die Theorie der sozialen Identität und die Literatur zu ethnischen Grenzen herangezogen, um zu erklären, wie die Ethnizität bzw. die Einwanderungsgeschichte die wahrgenommene physische Attraktivität beeinflusst. Und drittens wird dieser Zusammenhang erstmals im deutschsprachigen Raum untersucht.

Angaben zu den Daten

Die in den Analysen verwendeten Daten wurden vom Deutschen Familienpanel pairfam mit Genehmigung zur Verfügung gestellt. Studierende und Mitarbeitende von Hochschulen und Forschungseinrichtungen können den Datenzugang direkt bei pairfam beantragen, wie hier beschrieben: Data Access – pairfam

Literaturverzeichnis

- Alba, Richard (2005): Bright vs blurred boundaries: Second-generation assimilation and exclusion in France, Germany, and the United States. *Ethnic and Racial Studies* 28(1): 20–49.
- Alba, Richard, & Nee, Victor (2003): *Remaking the American Mainstream: Assimilation and Contemporary Immigration*. Cambridge, Mass: Harvard University Press.
- Allison, Paul (2001): *Missing Data*. Thousand Oaks, Calif.: SAGE Publications, Inc.

- Althans, Roman, Krause, Johannes, & Rosar, Ulrich (2022): Schön, reich, schön reich? Der Einfluss der physischen Attraktivität auf beruflichen Erfolg in Deutschland. Eine Analyse mit Daten des ALLBUS, in: Krause, Johannes, Binckli, Joël, Rosar, Ulrich (Hrsg.), *Soziale Wirkung physischer Attraktivität: Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS: S. 131–155.
- Bauldry, Shawn, Shanahan, Michael J., Russo, Rosemary, Brent, Roberts W., & Damian, Rodica (2016): Attractiveness compensates for low status background in the prediction of educational attainment. *PLOS ONE* 11(6): e0155313.
- Benzeval, Michaela, Green, Michael J., & Macintyre, Sally (2013): Does perceived physical attractiveness in adolescence predict better socioeconomic position in adulthood? Evidence from 20 years of follow up in a population cohort study. *PLOS ONE* 8(5): e63975.
- Bogardus, Emory S. (1925): Social distance and its origins. *Journal of Applied Sociology* 9: 216–226.
- Bóo, Florencia López, Rossi, Martín A, & Urzúa, Sergio (2013): The labor market return to an attractive face: Evidence from a field experiment. *Economics Letters* 118(1): 170–172.
- Bourdieu, Pierre (2018): Distinction: A social critique of the judgement of taste, in: Grusky, David, Szelényi, Szonja (Hrsg.), *Inequality Classic Readings in Race, Class, and Gender*. New York: Routledge: S. 287–318.
- Brüderl, Josef (2010): Kausalanalyse mit Paneldaten, in: Wolf, Christof, Best, Henning (Hrsg.), *Handbuch der sozialwissenschaftlichen Datenanalyse*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: S. 963–994.
- Brüderl, Josef, Drobnič, Sonja, Hank, Karsten, Neyer, Franz. J., Walper, Sabine, Alt, Philipp, Borschel, Elisabeth, Bozoyan, Christiane, Garrett, Madison, Geissler, Svenja, Gonzalez Avilés, Tita, Gröpler, Nicolai, Hajek, Kristin, Herzig, Michel, Huyer-May, Bernadette, Lenke, Rüdiger, Lorenz, Renate, Lutz, Katharina, Minkus, Lara, Peter, Timo, Phan, Trang, Preetz, Richard, Reim, Julia, Sawatzki, Barbara, Schmiedeberg, Claudia, Schütze, Philipp, Schumann, Nina, Thönnissen, Carolin, Timmermann, Katharina, & Wetzel, Martin (2021a): *The German family panel (pairfam)*. Cologne: GESIS Data Archive. ZA5678 Data file Version 12.0.0.
- Brüderl, Josef, Garrett, Madison, Hajek, Kristin, Herzig, Michel, Lenke, Rüdiger, Lorenz, Renate, Lutz, Katharina, Phan, Trang, Schütze, Philipp, & Schumann, Nina (2021b): *Pairfam data manual, release 120*. LMU Munich: Technical report. Cologne: GESIS Data Archive. ZA5678 Data file Version 12.0.0.
- Burke, Darren, Nolan, Caroline, Hayward, William Gordon, Russell, Robert, & Sulikowski, Danielle (2013): Is there an own-race preference in attractiveness? *Evolutionary Psychology* 11(4): 855–872.
- Coetzee, Vinet, Greeff, Jaco M., Stephen, Ian D., & Perrett, David I. (2014): Cross-cultural agreement in facial attractiveness preferences: The role of ethnicity and gender. *PLOS ONE* 9(7): e99629.
- Cunningham, Michael R., Roberts, Alan R., Barbee, Anita P., Druen, Perri B., & Wu, Cheng-Huan (1995): „Their ideas of beauty are, on the whole, the same as ours“: Consistency and variability in the cross-cultural perception of female physical attractiveness. *Journal of Personality and Social Psychology* 68(2): 261–279.
- Dijkstra, Pieter, & Buunk, Bram P. (2001): Sex differences in the jealousy-evoking nature of a rival's body build. *Evolution and Human Behavior* 22(5): 335–341.

- Dunkake, Imke, Kiechle, Thomas, Klein, Markus, & Rosar, Ulrich (2012): Schöne Schüler, schöne Noten? Eine empirische Untersuchung zum Einfluss der physischen Attraktivität von Schülern auf die Notenvergabe durch das Lehrpersonal. *Zeitschrift für Soziologie* 41(2): 142–161.
- El-Mafaalani, Aladin (2017): Diskriminierung von Menschen mit Migrationshintergrund, in: Scherr, Albert, El-Mafaalani, Aladin, Yüksel, Gökçen (Hrsg.), *Handbuch Diskriminierung*. Wiesbaden: Springer VS: S. 465–478.
- Esser, Hartmut (2004): Does the „new“ immigration require a „new“ theory of intergenerational integration? *International Migration Review* 38(3): 1126–1159.
- Esser, Hartmut (2006): *Sprache und Integration Die sozialen Bedingungen und Folgen des Spracherwerbs von Migranten*. Frankfurt am Main: Campus.
- Fink, Bernhard, Grammer, Karl, & Thornhill, Randy (2001): Human (homo sapiens) facial attractiveness in relation to skin texture and color. *Journal of Comparative Psychology* 115(1): 92–99.
- Frederick, David A., & Haselton, Martie G. (2007): Why is muscularity sexy? Tests of the fitness indicator hypothesis. *Personality and Social Psychology Bulletin* 33(8): 1167–1183.
- Gallup, Gordon G., & Frederick, David A. (2010): The science of sex appeal: An evolutionary perspective. *Review of General Psychology* 14(3): 240–250.
- Gereke, Johanna, Hellyer, Joshua, Behnert, Jan, Exner, Saskia, Herbel, Alexander, Jäger, Felix, Lajic, Dean, Mezenský, Štěpán, Ngoc Anh, Vu, Oglaza, Tymoteusz, Schabinger, Jule, Sokolova, Anna, Szafran, Daria, Tirolf, Noah, Veit, Susanne, & Zhang, Nan (2022): Demographic change and group boundaries in Germany: The effect of projected demographic decline on perceptions of who has a migration background. *Sociological Science* 9: 206–220.
- Gries, Thomas, Redlin, Margarete, & Zehra, Moonum (2022): Educational assimilation of first-generation and second-generation immigrants in Germany. *Journal of International Migration and Integration* 23(2): 815–845.
- Gründl, Martin (2004): Was ist Schönheit? in: Hauner, Andrea, Reichart, Elke (Hrsg.), *Body-Talk: Der riskante Kult um Körper und Schönheit*. Hamburg: DTV: S. 9–33.
- Hagendoorn, Louk (1993): Ethnic categorization and outgroup exclusion: Cultural values and social stereotypes in the construction of ethnic hierarchies. *Ethnic and Racial Studies* 16(1): 26–51.
- Hagendoorn, Louk (1995): Intergroup biases in multiple group systems: The perception of ethnic hierarchies. *European Review of Social Psychology* 6(1): 199–228.
- Hamermesh, Daniel S., & Biddle, Jeff E. (1994): Beauty and the labor market. *The American Economic Review* 84(5): 1174–1194.
- Hasenkamp, Andrea, Kümmerling, Angelika, & Hassebrauck, Manfred (2005): Blinder Mann sucht schöne Frau? *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 36(2): 77–89.
- Hellyer, Joshua, Hellriegel, Emily, Gereke, Johanna, & Schunck, Reinhard (2023): Pretty unequal? Immigrant-native differences in returns to physical attractiveness in Germany. *Journal of Economic Behavior & Organization* 215: 107–119.
- Hill, Mark E. (2002): Skin color and the perception of attractiveness among African Americans: Does gender make a difference? *Social Psychology Quarterly* 65(1): 77–91.

- Hönekopp, Johannes (2006): Once more: Is beauty in the eye of the beholder? Relative contributions of private and shared taste to judgments of facial attractiveness. *Journal of Experimental Psychology: Human Perception and Performance* 32(2): 199–209.
- Huber, Susanne (2014): Effects of parental socio-economic conditions on facial attractiveness. *Evolutionary Psychology* 5(12): 1056–1065.
- Kowner, Rotem (1996): Effect of group status on physical attractiveness preferences – From the Japanese case to a general cognitive perspective. *Genetic Social and General Psychology Monographs* 122(2): 215–248.
- Krause, Johannes (2014): Schönheitssoziologie – ein Überblick. *Analyse & Kritik* 36(1): 153–176.
- Langlois, J. H., Kalakanis, L., Rubenstein, A. J., Larson, A., Hallam, M., & Smoot, M. (2000): Maxims or myths of beauty? A meta-analytic and theoretical review. *Psychological Bulletin* 126(3): 390–423.
- Lewis, Michael B (2010): Why are mixed-race people perceived as more attractive? *Perception* 39(1): 136–138.
- Lewis, Michael B. (2011): Who is the fairest of them all? Race, attractiveness and skin color sexual dimorphism. *Personality and Individual Differences* 50(2): 159–162.
- Lidborg, Linda H, & Boothroyd, Lynda (2022): Do women's morphological traits predict reproductive outcomes? A systematic review, Preprint.
- Lie, Hanne C., Rhodes, Gillian, & Simmons, Leigh W. (2008): Genetic diversity revealed in human faces. *Evolution* 62(10): 2473–2486.
- Little, Anthony C., Jones, Benedict C., & DeBruine, Lisa M. (2011): Facial attractiveness: evolutionary based research. *Philosophical Transactions of the Royal Society B: Biological Sciences* 366(1571): 1638–1659.
- Liu, James H., Campbell, Susan Miller, & Condie, Heather (1995): Ethnocentrism in dating preferences for an American sample: The ingroup bias in social context. *European Journal of Social Psychology* 25(1): 95–115.
- Lord, Kenneth R., Putrevu, Sanjay, & Collins, Alice F. (2019): Ethnic influences on attractiveness and trustworthiness perceptions of celebrity endorsers. *International Journal of Advertising* 38(3): 489–505.
- Lutz, Johannes, Kemper, Christoph J., Beierlein, Constanze, Margraf-Stiksrud, Jutta, & Ramms-tedt, Beatrice (2013): Konstruktion und Validierung einer Skala zur relativen Messung von physischer Attraktivität mit einem Item: Das Attraktivitätsrating 1 (AR1). *Methoden, Daten, Analysen (mda)* 7(2): 209–232.
- Monk, Ellis P., Esposito, Michael H., & Lee, Hedwig (2021): Beholding inequality: Race, gender, and returns to physical attractiveness in the United States. *American Journal of Sociology* 127(1): 194–241.
- Patzer, Gordon L. (1994): Measurement of physical attractiveness: Truth-of-consensus. *Journal of Esthetic and Restorative Dentistry* 6(4): 185–188.
- Penz, Otto (2010): *Schönheit als Praxis: Über klassen- und geschlechtsspezifische Körperlichkeit*. Frankfurt am Main: Campus.
- Rakic, Tamara, & Stöbel, Katharina (2013): Die Wirkung fremder Akzente. *Deutsch als Fremdsprache* 50(1): 11–18.
- Reece, Robert L. (2016): What are you mixed with: The effect of multiracial identification on perceived attractiveness. *The Review of Black Political Economy* 43(2): 139–147.

- Rhodes, Gillian (2006): The evolutionary psychology of facial beauty. *Annual Review of Psychology* 57(1): 199–226.
- Rhodes, Gillian, Lee, Kieran, Palermo, Romina, Weiss, Mahi, Yoshikawa, Sakiko, Clissa, Peter, Williams, Tamsyn, Peters, Marianne, Winkler, Chris, & Jeffery, Linda (2005): Attractiveness of own-race, other-race, and mixed-race faces. *Perception* 34(3): 319–340.
- Rhodes, Gillian, Yoshikawa, Sakiko, Clark, Alison, Lee, Kieran, McKay, Ryan, & Akamatsu, Shigeru (2001): Attractiveness of facial averageness and symmetry in non-western cultures: In search of biologically based standards of beauty. *Perception* 30(5): 611–625.
- Rosar, Ulrich, Klein, Markus, & Hagenah, Jörg (2014): Physische Attraktivität und soziale Ungleichheit Einige grundsätzliche Anmerkungen zu einem in der soziologischen Forschung kaum beachteten Prädiktor sozialer Ungleichheit. *Analyse & Kritik* 36(1): 177–208.
- Ruffle, Bradley J., & Shtudiner, Ze'ev (2015): Are good-looking people more employable? *Management Science* 61(8): 1760–1776.
- Scheepers, Daan, & Derks, Belle (2016): Revisiting social identity theory from a neuroscience perspective. *Current Opinion in Psychology* 11: 74–78.
- Schneickert, Christian, Steckermeier, Leonie C., & Brand, Lisa-Marie (2020): Lonely, poor, and ugly? How cultural practices and forms of capital relate to physical unattractiveness. *Cultural Sociology* 14(1): 80–105.
- Schunck, Reinhard (2016): Reich und schön? Eine Untersuchung zur ungleichen Verteilung physischer Attraktivität. *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 68(1): 113–137.
- Schunck, Reinhard, & Perales, Francisco (2017): Within- and between-cluster effects in generalized linear mixed models: A discussion of approaches and the xthybrid command. *The Stata Journal* 17(1): 89–115.
- Schwartzman, Emily, & Rule, Nicholas O. (2024): Sexual orientation as a contextual frame for attractiveness judgments. *Journal of Experimental Psychology: General* 153(11): 2899–2917.
- Sims, Jennifer Patrice (2012): Beautiful stereotypes: the relationship between physical attractiveness and mixed race identity. *Identities* 19(1): 61–80.
- Singh, Devendra, Dixon, Barnaby J., Jessop, Tim S., Morgan, Bethan J., & Dixon, Alan (2010): Cross-cultural consensus for waist–hip ratio and women's attractiveness. *Evolution and Human Behavior* 31(3): 176–181.
- Steinbach, Anja (2004): *Soziale Distanz*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Stepanova, Elena V., & Strube, Michael J (2018): Attractiveness as a function of skin tone and facial features: evidence from categorization studies. *The Journal of General Psychology* 145(1): 1–20.

- Swami, Viren, Frederick, David A., Aavik, Toivo, Alcalay, Lidia, Allik, Jüri, Anderson, Donna, Andrianto, Sonny, Arora, Arvind, Brännström, Åke, Cunningham, John, Danel, Dariusz, Doroszewicz, Krystyna, Forbes, Gordon B., Furnham, Adrian, Greven, Corina U., Halberstadt, Jamin, Shuang Hao, Haubner, Tanja, Choon Sup Hwang, Inman, Mary, Laile Jaafar, Jas, Johansson, Jacob, Jung, Jaehee, Keser, Aşkın, Kretzschmar, Uta, Lachenicht, Lance, Li, Norman P., Locke, Kenneth, Lönnqvist, Jan-Erik, Lopez, Christy, Loutzenhiser, Lynn, Maisel, Natalya C., McCabe, Marita P., McCreary, Donald R., McKibbin, William F., Mussap, Alex, Neto, Félix, Nowell, Carly, Peña Alampay, Liane, Pillai, Subash K., Pokrajac-Bulian, Alessandra, Proyer, René T., Quintelier, Katinka, Ricciardelli, Lina A., Rozmus-Wrzesinska, Malgorzata, Ruch, Willibald, Russo, Timothy, Schütz, Astrid, Shackelford, Todd K., Shashidharan, Sheeba, Simonetti, Franco, Sinniah, Dhachayani, Swami, Mira, Vandermassen, Griet, Van Duynslaeger, Marijke, Verkasalo, Markku, Voracek, Martin, Yee, Curtis K., Xian Zhang, Echo, Xiaoying Zhang, & Zivcic-Becirevic, Ivanka (2010): The attractive female body weight and female body dissatisfaction in 26 countries across 10 world regions: Results of the international body project I. *Personality and Social Psychology Bulletin* 36(3): 309–325.
- Swami, Viren, Furnham, Adrian, & Joshi, Kiran (2008): The influence of skin tone, hair length, and hair colour on ratings of women's physical attractiveness, health and fertility. *Scandinavian Journal of Psychology* 49(5): 429–437.
- Swami, Viren, Gray, Maggie, & Furnham, Adrian (2007): The female nude in Rubens: Disconfirmatory evidence of the waist-to-hip ratio hypothesis of female physical attractiveness. *Imagination, Cognition and Personality* 26(1): 139–147.
- Tajfel, Henri, & Turner, John (1979): An integrative theory of intergroup conflict, in: Austin, William G., Worchel, Stephen (Hrsg.), *The Social Psychology of Intergroup Relations*. Monterey, CA: Brooks/Cole: S. 33–47.
- Tran, Van C. (2018): Social mobility across immigrant generations: Recent evidence and future data requirements. *The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science* 677(1): 105–118.
- Voegeli, Rainer, Schoop, Rotraut, Prestat-Marquis, Elodie, Rawlings, Anthony V., Shackelford, Todd K., & Fink, Bernhard (2021): Cross-cultural perception of female facial appearance: A multi-ethnic and multi-centre study. *PLOS ONE* 16(1): e0245998.
- Wade, Joel T., Irvine, Kristin, & Cooper, Marjorie (2004): Racial characteristics and individual differences in women's evaluations of men's facial attractiveness and personality. *Personality and Individual Differences* 36(5): 1083–1092.
- Will, Anne-Kathrin (2019): The German statistical category “migration background”: Historical roots, revisions and shortcomings. *Ethnicities* 19(3): 535–557.
- Wimmer, Andreas (2008): The making and unmaking of ethnic boundaries: A multilevel process theory. *American Journal of Sociology* 113(4): 970–1022.
- Wimmer, Andreas (2009): Herder's heritage and the boundary-making approach: Studying ethnicity in immigrant societies. *Sociological Theory* 27(3): 244–270.
- Wolbring, Tobias, & Riordan, Patrick (2016): How beauty works. Theoretical mechanisms and two empirical applications on students' evaluation of teaching. *Social Science Research* 57: 253–272.
- Wong, Jaclyn S., & Penner, Andrew M. (2016): Gender and the returns to attractiveness. *Research in Social Stratification and Mobility* 44: 113–123.

- Wooldridge, Jeffrey M. (2016): *Introductory Econometrics: A Modern Approach*. Boston, MA: Cengage Learning.
- Zhou, Xiaomei, Short, Lindsey A., Chan, Harmonie S. J., & Mondloch, Catherine J. (2016): Judging normality and attractiveness in faces: Direct evidence of a more refined representation for own-race, young adult faces. *Perception* 45(9): 973–990.
- Zolberg, Aristide R., & Woon, Long Litt (1999): Why Islam is like Spanish: Cultural incorporation in Europe and the United States. *Politics & Society* 27(1): 5–38.

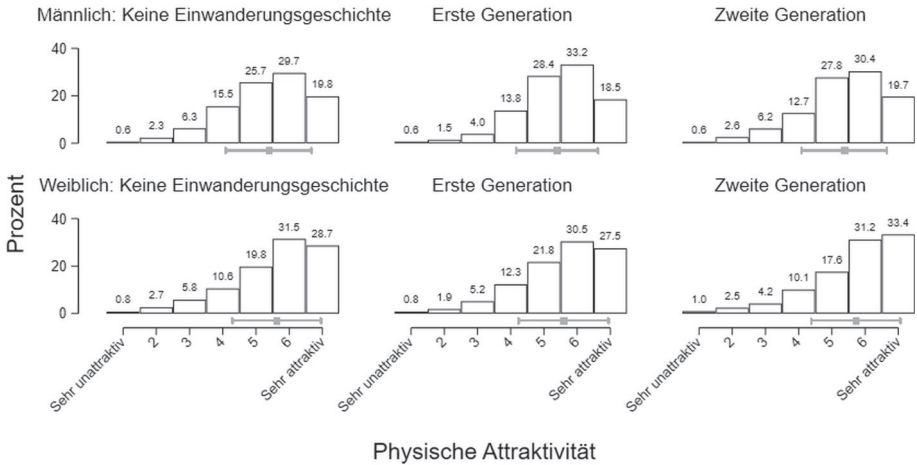
Anhang

Kontrollvariablen

Bei der Analyse der ersten und zweiten Hypothese ist die Einwanderungsgeschichte die unabhängige Variable. Hier wird deutlich, dass je nach Ausprägung dieser Variable, also erste oder zweite Generation, ein unterschiedliches Set an Kontrollvariablen benötigt wird. Während für Personen der ersten Generation das Alter, der Bildungsgrad und der elterliche Bildungsgrad kontrolliert werden müssen, ist für Personen der zweiten Generation nur eine Kontrolle des elterlichen Bildungsgrades nötig, um möglichst unverzerrte Effekte zu schätzen. Die Schätzungen der verschiedenen Spezifikationen unterscheiden sich kaum voneinander. Daher werden jene Modelle präsentiert, in denen das Alter, der Bildungsgrad und der elterliche Bildungsgrad berücksichtigt wurde, da ein „overcontrol bias“ als weniger kritisch eingeschätzt wird als ein „confounding bias“.

Abbildung A1: Verteilung und Mittelwert der durch die Interviewenden eingeschätzten physischen Attraktivität nach Einwanderungsgeschichte

Verteilung der physischen Attraktivität: Einwanderungsgeschichte

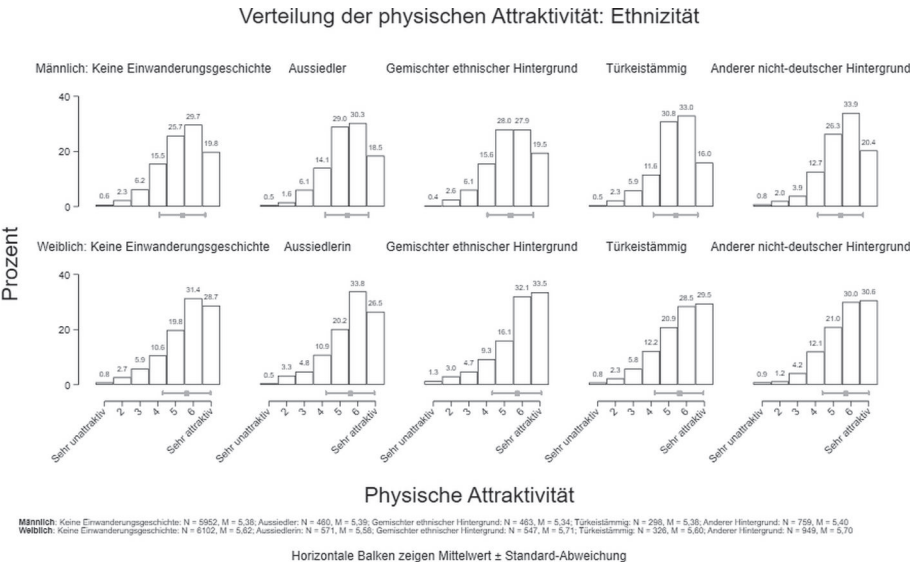


Männlich: Keine Einwanderungsgeschichte: N = 6014, M = 5,38; Erste Generation: N = 946, M = 5,40; Zweite Generation: N = 958, M = 5,38
 Weiblich: Keine Einwanderungsgeschichte: N = 6174, M = 5,62; Erste Generation: N = 1132, M = 5,59; Zweite Generation: N = 1173, M = 5,72

Horizontale Balken zeigen Mittelwert \pm Standard-Abweichung

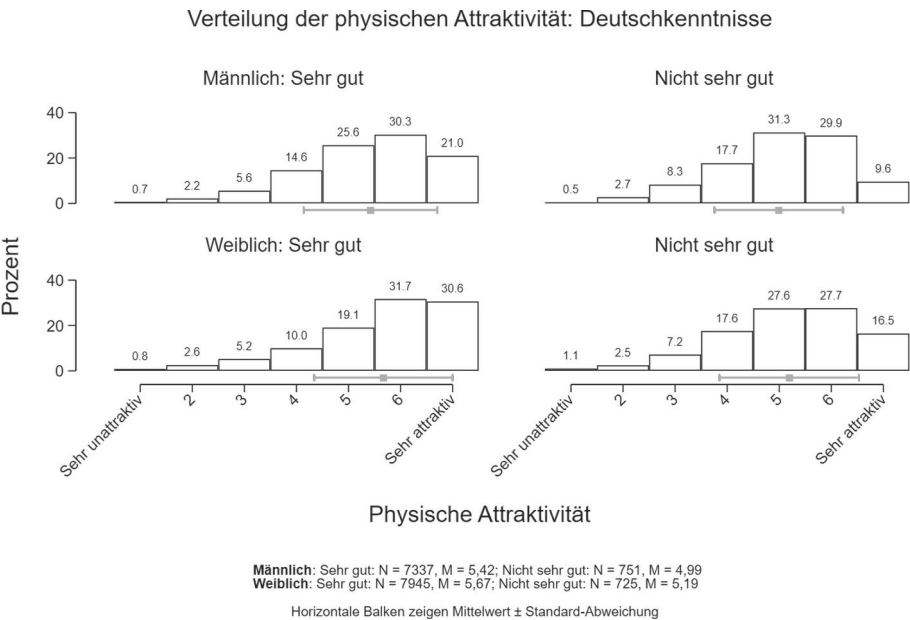
Quelle: pairfam Welle 1 und Welle 11 (Aufstockungstichprobe), gewichtet, eigene Berechnung.

Abbildung A2: Verteilung und Mittelwert der durch die Interviewenden eingeschätzten physischen Attraktivität nach Ethnizität



Quelle: pairfam Welle 1 und Welle 11 (Aufstockungsstichprobe), gewichtet, eigene Berechnung.

Abbildung A3: Verteilung und Mittelwert der durch die Interviewenden eingeschätzten physischen Attraktivität nach Deutschkenntnissen



Quelle: pairfam Welle 1 und Welle 11 (Aufstockungsstichprobe), gewichtet, eigene Berechnung.

Tabelle A1: Anzahl der ausgeschlossenen Interviewenden und Beobachtungen pro Modell

Modell	Anzahl ausgeschlossener Interviewender	Beobachtungen
1 (Weibliche Befragte)	38	8.441
2 (Weibliche Befragte)	56	6.248
3 (Weibliche Befragte)	38	8.457
4 (Weibliche Befragte)	56	6.248
1 (Männliche Befragte)	44	7.874
2 (Männliche Befragte)	56	5.692
3 (Männliche Befragte)	43	7.889
4 (Männliche Befragte)	56	5.692

Tabelle A2: Liste der Analysevariablen mit Messniveau und Kausalstatus

Variablen	Messniveau	Kausaler Status	Begründung des Kausalstatus	In das Modell aufgenommen
Wahrgenommene physische Attraktivität	Metrisch/Kategorial (binär)	Abhängige Variable	Forschungsfrage	Ja
		Unabhängige Variable	Forschungsfrage	Ja (Modell 1 und 2)
Einwanderungsgeschichte	Kategorial	Konfundierende Variable	Beeinflusst die Deutschkenntnisse und die physische Attraktivität.	Ja (Modell 4)
Ethnizität	Kategorial	Unabhängige Variable	Forschungsfrage	Ja (Modell 3 und 4)
Deutschkenntnisse	Kategorial (binär)	Moderator	Moderieren den Effekt von Ethnizität auf die wahrgenommene physische Attraktivität.	Ja (Modell 4)
Alter	Metrisch	Konfundierende Variable	Beeinflusst die Einwanderungsgeschichte, die Deutschkenntnisse und die physische Attraktivität.	Ja (Modell 2 und 4)
Bildung der Eltern	Kategorial (ISCED)	Konfundierende Variable	Beeinflusst die Einwanderungsgeschichte, die Deutschkenntnisse und die physische Attraktivität.	Ja (Modell 2 und 4)
Bildung	Kategorial (ISCED)	Erste Generation: Konfundierende Variable/Mediator	Erste Generation: Beeinflusst die Einwanderungsgeschichte, die Deutschkenntnisse und die physische Attraktivität. Wird von der Einwanderungsgeschichte beeinflusst.	Ja/Nein (Modell 2 und 4)
		Zweite Generation: Mediator	Zweite Generation: Beeinflusst die Deutschkenntnisse und die physische Attraktivität. Wird von der	

Variablen	Messniveau	Kausaler Status	Begründung des Kausalstatus	In das Modell aufgenommen
Geschlecht	Kategorial (binär)	Konfundierende Variable	Einwanderungsgeschichte beeinflusst. Beeinflusst die Einwanderungsgeschichte und die physische Attraktivität.	Modelle werden für weibliche und männliche Befragte getrennt geschätzt.
Stichprobe	Kategorial (binär)	Konfundierende Variable	Beeinflusst die Einwanderungsgeschichte, die Ethnizität, die Deutschkenntnisse und die physische Attraktivität.	Ja (alle Modelle)

Tabelle A3: Weibliche Befragte: Lineare Regressionsmodelle zur Vorhersage der durchschnittlichen Attraktivität mit Interviewer-Fixed-Effects

	Modell 1	Modell 2	Modell 3	Modell 4
Einwanderungsgeschichte (Ref.: Keine Einwanderungsgeschichte)				
Erste Generation	0,011 (0,076)	0,177* (0,040)		-0,057 (0,058)
Zweite Generation	0,068 (0,053)	0,140+ (0,047)		-0,119 (0,062)
Alter		0,002 (0,017)		0,000 (0,017)
Bildung (Ref.: Derzeit in Ausbildung)				
Kein Abschluss/untere Sekundarstufe (1b, 2a, 2b)		-0,473* (0,090)		-0,468* (0,090)
Sekundarstufe 2, berufliche Bildung (3b)		-0,072 (0,059)		-0,089 (0,056)
Obere Sekundarstufe allgemein, post sek., nicht tertiär (3a, 4a)		0,018 (0,075)		0,010 (0,061)
Tertiär		0,160+ (0,064)		0,135 (0,062)
Bildung der Eltern (Ref.: Kein Abschluss/untere Sekundarstufe (1b, 2a, 2b))				
Sekundarstufe 2, berufliche Bildung (3b)		0,185+ (0,064)		0,216* (0,066)
Obere Sekundarstufe allgemein, post sek., nicht tertiär (3a, 4a)		0,265* (0,073)		0,300* (0,063)
Tertiär		0,243* (0,068)		0,266* (0,055)
Ethnizität (Ref.: Keine Einwanderungsgeschichte)				
Aussiedler*in			-0,020 (0,056)	0,064 (0,063)
Gemischter ethnischer Hintergrund			0,065 (0,083)	0,238* (0,076)
Türkeistämmig			-0,009 (0,105)	0,427 (0,193)
Anderer nicht-deutscher Hintergrund			0,086 (0,078)	0,407* (0,081)
Deutschkenntnisse (Ref.: Sehr gut)				
Nicht sehr gut				-0,695* (0,149)
Aussiedler*in # Nicht sehr gut				0,660* (0,194)
Gemischter ethnischer Hintergrund # Nicht sehr gut				-0,551 (0,442)

	Modell 1	Modell 2	Modell 3	Modell 4
Türkeistämmig # Nicht sehr gut				0,472 (0,335)
Anderer nicht-deutscher Hintergrund # Nicht sehr gut				0,477 (0,212)
Stichprobe (Ref.: 1. Welle, Hauptstichprobe)				
11. Welle, Aufstockungsstichprobe	0,208 (0,105)	0,178 (0,178)	0,194 (0,108)	0,206 (0,178)
Konstante	5,498*** (0,035)	5,281*** (0,360)	5,498*** (0,035)	5,317** (0,382)
N (Interviewende)	523	487	523	487
N (Kohorten)	4	4	4	4

Anmerkungen: Ref. = Referenzkategorie. Modelle enthalten Interviewer- und Kohorten-Fixed-Effects; Standardfehler (in Klammer) korrigiert für Clustering auf Interviewer- und Kohorten-ebene, + p<0,10, * p<0,05, ** p<0,01, *** p<0,001.

Quelle: pairfam Welle 1 und Welle 11 (Aufstockungsstichprobe), gewichtet, eigene Berechnung.

Tabelle A4: Männliche Befragte: Lineare Regressionsmodelle zur Vorhersage der durchschnittlichen Attraktivität mit Interviewer-Fixed-Effects

	Modell 1	Modell 2	Modell 3	Modell 4
Einwanderungsgeschichte (Ref.: Keine Einwanderungsgeschichte)				
Erste Generation	0,015 (0,079)	0,125 (0,080)		0,434+ (0,179)
Zweite Generation	0,070 (0,034)	0,148* (0,039)		0,420+ (0,149)
Alter		0,039 (0,020)		0,021 (0,014)
Bildung (Ref.: Derzeit in Ausbildung)				
Kein Abschluss/untere Sekundarstufe (1b, 2a, 2b)		-0,401* (0,078)		-0,378* (0,083)
Sekundarstufe 2, berufliche Bildung (3b)		-0,117 (0,065)		-0,111 (0,069)
Obere Sekundarstufe allgemein, post sek., nicht tertiär (3a, 4a)		0,117 (0,057)		0,113 (0,059)
Tertiär		0,191* (0,051)		0,189* (0,053)
Bildung der Eltern (Ref.: Kein Abschluss/untere Sekundarstufe (1b, 2a, 2b))				
Sekundarstufe 2, berufliche Bildung (3b)		-0,002 (0,036)		0,014 (0,041)
Obere Sekundarstufe allgemein, post sek., nicht tertiär (3a, 4a)		0,025 (0,086)		0,043 (0,090)
Tertiär		0,056 (0,050)		0,072 (0,057)
Ethnizität (Ref.: Keine Einwanderungsgeschichte)				
Aussiedler*in			-0,064 (0,032)	-0,235 (0,205)
Gemischter ethnischer Hintergrund			-0,002 (0,065)	-0,355+ (0,149)
Türkeistämmig			0,080 (0,092)	-0,060 (0,205)
Anderer nicht-deutscher Hintergrund			0,063 (0,088)	-0,214 (0,146)
Deutschkenntnisse (Ref.: Sehr gut)				
Nicht sehr gut				-0,300 (0,161)
Aussiedler*in # Nicht sehr gut				-0,107 (0,279)
Gemischter ethnischer Hintergrund # Nicht sehr gut				-0,039 (0,260)

	Modell 1	Modell 2	Modell 3	Modell 4
Türkeistämmig # Nicht sehr gut				0,001 (0,284)
Anderer nicht-deutscher Hintergrund # Nicht sehr gut				0,137 (0,151)
Stichprobe (Ref.: 1. Welle, Hauptstichprobe)				
11. Welle, Aufstockungsstichprobe	0,546* (0,144)	0,356+ (0,129)	0,544* (0,143)	0,342+ (0,135)
Konstante	5,172*** (0,033)	4,700*** (0,287)	5,176*** (0,034)	4,669** (0,293)
N (Interviewende)	523	480	524	480
N (Kohorten)	4	4	4	4

Anmerkungen: Ref. = Referenzkategorie. Modelle enthalten Interviewer- und Kohorten-Fixed-Effects; Standardfehler (in Klammer) korrigiert für Clustering auf Interviewer- und Kohorten-ebene, + p<0,10, * p<0,05, ** p<0,01, *** p<0,001.

Quelle: pairfam Welle 1 und Welle 11 (Aufstockungsstichprobe), gewichtet, eigene Berechnung.

Tabelle A5: Weibliche Befragte: Lineare Regressionsmodelle zur Vorhersage der höchsten Attraktivität mit Interviewer-Fixed-Effects

	Modell 1	Modell 2	Modell 3	Modell 4
Einwanderungsgeschichte (Ref.: Keine Einwanderungsgeschichte)				
Erste Generation	-0,001 (0,019)	0,028+ (0,011)		0,014 (0,039)
Zweite Generation	0,050* (0,010)	0,065** (0,009)		0,010 (0,038)
Alter		0,009 (0,007)		0,008 (0,007)
Bildung (Ref.: Derzeit in Ausbildung)				
Kein Abschluss/untere Sekundarstufe (1b, 2a, 2b)		-0,140* (0,025)		-0,134** (0,022)
Sekundarstufe 2, berufliche Bildung (3b)		-0,029 (0,021)		-0,035 (0,022)
Obere Sekundarstufe allgemein, post sek., nicht tertiär (3a, 4a)		-0,001 (0,016)		-0,002 (0,015)
Tertiär		0,043+ (0,017)		0,036 (0,020)
Bildung der Eltern (Ref.: Kein Abschluss/untere Sekundarstufe (1b, 2a, 2b))				
Sekundarstufe 2, berufliche Bildung (3b)		-0,033 (0,023)		-0,030 (0,018)
Obere Sekundarstufe allgemein, post sek., nicht tertiär (3a, 4a)		0,013 (0,030)		0,021 (0,024)
Tertiär		0,009 (0,019)		0,012 (0,019)
Ethnizität (Ref.: Keine Einwanderungsgeschichte)				
Aussiedler*in			-0,024 (0,019)	-0,013 (0,041)
Gemischter ethnischer Hintergrund			0,048 (0,022)	0,056 (0,042)
Türkeistämmig			0,029 (0,019)	0,108 (0,052)
Anderer nicht-deutscher Hintergrund			0,033 (0,023)	0,099 (0,045)
Deutschkenntnisse (Ref.: Sehr gut)				
Nicht sehr gut				-0,098 (0,053)
Aussiedler*in # Nicht sehr gut				0,012 (0,059)
Gemischter ethnischer Hintergrund # Nicht sehr gut				-0,284+ (0,115)

	Modell 1	Modell 2	Modell 3	Modell 4
Türkeistämmig # Nicht sehr gut				0,045 (0,104)
Anderer nicht-deutscher Hintergrund # Nicht sehr gut				-0,050 (0,058)
Stichprobe (Ref.: 1. Welle, Hauptstichprobe)				
11. Welle, Aufstockungsstichprobe	-0,039 (0,030)	-0,138 (0,088)	-0,044 (0,031)	-0,123 (0,086)
Konstante	0,295*** (0,007)	0,116 (0,149)	0,296*** (0,007)	0,129 (0,146)
N (Interviewende)	523	487	523	487
N (Kohorten)	4	4	4	4

Anmerkungen: Ref. = Referenzkategorie. Modelle enthalten Interviewer- und Kohorten-Fixed-Effects; Standardfehler (in Klammer) korrigiert für Clustering auf Interviewer- und Kohortenebene, + p<0,10, * p<0,05, ** p<0,01, *** p<0,001.

Quelle: pairfam Welle 1 und Welle 11 (Aufstockungsstichprobe), gewichtet, eigene Berechnung.

Tabelle A6: Männliche Befragte: Lineare Regressionsmodelle zur Vorhersage der höchsten Attraktivität mit Interviewer-Fixed-Effects

	Modell 1	Modell 2	Modell 3	Modell 4
Einwanderungsgeschichte (Ref.: Keine Einwanderungsgeschichte)				
Erste Generation	-0,019 (0,012)	0,012 (0,013)		0,093 (0,080)
Zweite Generation	0,027* (0,007)	0,030+ (0,012)		0,072 (0,080)
Alter		0,010+ (0,004)		0,010+ (0,003)
Bildung (Ref.: Derzeit in Ausbildung)				
Kein Abschluss/untere Sekundarstufe (1b,2a,2b)		-0,080* (0,023)		-0,073+ (0,027)
Sekundarstufe 2, berufliche Bildung (3b)		-0,001 (0,015)		0,002 (0,016)
Obere Sekundarstufe allgemein, post sek., nicht tertiär (3a, 4a)		0,043 (0,038)		0,042 (0,038)
Tertiär		0,054* (0,010)		0,053* (0,012)
Bildung der Eltern (Ref.: Kein Abschluss/untere Sekundarstufe (1b, 2a, 2b))				
Sekundarstufe 2, berufliche Bildung (3b)		-0,017 (0,015)		-0,028 (0,022)
Obere Sekundarstufe allgemein, post sek., nicht tertiär (3a, 4a)		-0,029 (0,019)		-0,038 (0,024)
Tertiär		0,004 (0,016)		-0,009 (0,023)
Ethnizität (Ref.: Keine Einwanderungsgeschichte)				
Aussiedler*in			-0,036 (0,018)	-0,063 (0,083)
Gemischter ethnischer Hintergrund			0,029+ (0,011)	-0,028 (0,076)
Türkeistämmig			-0,005 (0,021)	-0,047 (0,093)
Anderer nicht-deutscher Hintergrund			0,005 (0,014)	-0,035 (0,081)
Deutschkenntnisse (Ref.: Sehr gut)				
Nicht sehr gut				-0,027 (0,037)
Aussiedler*in # Nicht sehr gut				-0,027 (0,107)
Gemischter ethnischer Hintergrund # Nicht sehr gut				-0,158 (0,082)

	Modell 1	Modell 2	Modell 3	Modell 4
Türkeistämmig # Nicht sehr gut				-0,065 (0,072)
Anderer nicht-deutscher Hintergrund # Nicht sehr gut				-0,064 (0,045)
Stichprobe (Ref.: 1. Welle, Hauptstichprobe)				
11. Welle, Aufstockungsstichprobe	0,044 (0,048)	-0,072 (0,044)	0,040 (0,047)	-0,069 (0,046)
Konstante	0,183** (0,012)	-0,040 (0,078)	0,185*** (0,013)	-0,027 (0,073)
N (Interviewende)	523	480	524	480
N (Kohorten)	4	4	4	4

Anmerkungen: Ref. = Referenzkategorie. Modelle enthalten Interviewer- und Kohorten-Fixed-Effects; Standardfehler (in Klammer) korrigiert für Clustering auf Interviewer- und Kohorten-ebene, + p<0,10, * p<0,05, ** p<0,01, *** p<0,001.

Quelle: pairfam Welle 1 und Welle 11 (Aufstockungsstichprobe), gewichtet, eigene Berechnung.

Ernährung als Ausdruck sozialer Position

Über Distinktionspraktiken beim Konsum von Lebensmitteln aus alternativen Ernährungssystemen

Zusammenfassung: Alternative Wege der Lebensmittelversorgung entstehen als Antwort auf die Krisen des gegenwärtigen Agrar- und Ernährungssystems. Kritiker*innen warnen, dass diese Systeme nicht inklusiv sind, sondern ein Privileg einer weißen, einkommensstarken Mittelschicht darstellen, was neue soziale Distinktionspraktiken fördert. Diese Arbeit untersucht, gestützt auf den Annahmen Bourdieus, inwieweit Konsum von Lebensmitteln aus alternativen Systemen zur Abgrenzung von anderen führt. Basierend auf qualitativen Interviews mit Konsument*innen zeigen die Ergebnisse, dass Befragte ihre Identität als reflektierte, umwelt- und gesundheitsbewusste Konsument*innen durch Idealvorstellungen und implizite Distinktion zu anderen formen. Diese Abgrenzungen basieren auf moralischen und kulturellen Unterschieden. Befragte sehen sich als Träger von Wissen und moralischer Integrität, während sie abweichendes Konsumverhalten bei anderen mit fehlenden Eigenschaften und individuellen Entscheidungen erklären. Sie selbst fühlen sich durch strukturelle Hindernisse eingeschränkt. Damit ist die Gefahr verbunden, dass Lebensrealitäten, mit denen viele Menschen konfrontiert sind, nicht erkannt und somit soziale Ungleichheiten reproduziert werden. Zudem legitimieren die Befragten Verhalten, das sie bei anderen kritisieren, bei sich selbst mit einer bewussten, reflektierten und selbstkritischen Haltung. Wenn es weniger darum geht, Idealvorstellungen tatsächlich umzusetzen, und stattdessen eine kritische und reflektierte Haltung im Mittelpunkt steht, hat das für eine Transformation hin zu einem sozial und ökologisch nachhaltigen Agrar- und Ernährungssystem weitreichende Folgen.

Stichworte: alternative Ernährungssysteme; Distinktion; Habitus; reflexive Fotografie

* Franziska Blaas, Universität Innsbruck, Institut für Soziologie, Universitätsstrasse 15, 6020 Innsbruck, E-Mail: Franziska.Blaas@uibk.ac.at.

** Rike Stotten, Universität Innsbruck, Institut für Soziologie, Universitätsstrasse 15, 6020 Innsbruck, E-Mail: Rike.Stotten@uibk.ac.at.
Corresponding author

Eating Habits as a Marker of Social Status

On Distinction Practices in the Consumption of Food from Alternative Food Systems

Abstract: In response to the current agricultural and food system crisis, alternative food provision methods are emerging. Critics argue that these systems are the privilege of a white, high-income middle class, creating new social distinctions. This study explores in a Bourdieusian perspective how consuming food from alternative systems expresses distinction. Qualitative interviews with consumers reveal that they shape their identity as reflective, environmentally, and health-conscious individuals through ideals and implicit moral and cultural differences. Interviewees see themselves as knowledgeable, educated, and morally upright, attributing deviant consumer behavior in others to a lack of these qualities, while citing structural obstacles for their shortcomings. This perspective risks overlooking the lived realities of many individuals, thereby reproducing social inequalities. Additionally, respondents justify behavior they criticize in others by adopting a conscious, reflective, and self-critical attitude themselves. If the practical implementation of ideal concepts takes a backseat to adopting a critical and reflective stance, it can significantly impact the transition to a socially and ecologically sustainable food system.

Keywords: alternative food systems; distinction; habitus; reflexive photography

1 Einleitung

Das gegenwärtige Agrar- und Ernährungssystem bringt zahlreiche ökologische, soziale und ökonomische Krisen wie Adipositas, Unterernährung, Ernährungsunsicherheit, Hunger, Landraub, Umweltschäden, Lebensmittelskandalen oder Machtungleichheiten entlang der Lebensmittelversorgungskette mit sich (Ermann et al. 2018; van der Ploeg 2018). Angesichts der zu beobachtenden negativen Auswirkungen des gegenwärtigen Agrar- und Ernährungssystems ist ein Wandel hin zu einer sozial und ökologisch nachhaltigeren Versorgung mit Lebensmitteln unumgänglich (Ermann et al. 2018: 205). Alternative Praktiken der Lebensmittelversorgung, die eine stärkere und nähere Beziehung zwischen Produzent*innen und Konsument*innen herstellen, kleinere Wirtschaftskreisläufe und deren Wiedereinbettung in gesellschaftliche Systeme, soziale Beziehungen und regionale Kontexte anstreben, sind bereits im Entstehen (Ermann et al. 2018: 211; Renting et al. 2003; Renting et al. 2012; Rosol 2020). Damit ein Wandel zu einer nachhaltigeren Lebensmittelversorgung gelingen kann, müssen Alternativen die gesamte Gesellschaft über alle sozialen Schichten hinweg mitnehmen. Kritiker*innen warnen davor, dass alternative Ernährungssysteme zum Privileg einer weißen, einkommensstarken Mittelschicht werden und ein neues Feld für soziale Distinktionspraktiken eröffnen

(DuPuis/Goodman 2005; Paddock 2016). Bereits Pierre Bourdieu hat in seiner Studie *Die feinen Unterschiede* (1979/2013) gezeigt, dass der Geschmack für eine Speise Ausdruck der sozialen Position und Mittel sozialer Distinktion ist. Welche Bedeutung die soziale Position beim Konsum von Lebensmitteln aus alternativen Ernährungssystemen hat und inwiefern der Konsum dieser Lebensmittel möglicherweise als Mittel sozialer Distinktion zur Reproduktion gesellschaftlicher Spaltung beiträgt, wurde aber bislang unzureichend erforscht (Paddock 2016: 1040). Das Forschungsziel dieser Arbeit besteht darin, zu untersuchen, welche Rolle die soziale Position beim Konsum von Lebensmitteln aus alternativen Ernährungssystemen spielt und inwiefern dieser Konsum als Ausdruck sozialer Distinktion zur Reproduktion gesellschaftlicher Ungleichheiten beiträgt. Durch eine qualitative empirische Untersuchung, gestützt auf die Theorien Bourdieus, soll ein tieferes Verständnis darüber gewonnen werden, ob und in welcher Weise alternative Ernährungssysteme soziale Abgrenzungen verstärken oder zu einem inklusiveren Wandel im Ernährungssystem beitragen können.

Zunächst werden die Entwicklung des Agrar- und Ernährungssystems und sich formierende Alternativen dazu konzeptionell gerahmt. Anschließend werden Bourdieus Annahmen zur Distinktion vorgestellt, die den theoretischen Rahmen der empirischen Analyse bilden. Zunächst wird der aktuelle Forschungsstand betrachtet, bevor anschließend die Methodologie und das empirische Forschungsdesign vorgestellt werden. Im Anschluss daran werden die Ergebnisse der empirischen Untersuchung aufgezeigt und vor dem Hintergrund der ausgearbeiteten Theorie diskutiert. Ein resümierendes Fazit mit den wichtigsten Erkenntnissen und einem Ausblick schließt den Beitrag ab.

2 Historische Entwicklung des Agrar- und Ernährungssystems

Die Theorie der Nahrungsmittelregime (*food regimes*) geht davon aus, dass es verschiedene Nahrungsmittelregime gibt, die in unterschiedlichen historischen Phasen die globale Nahrungsmittelproduktion und -verteilung prägen (Friedmann/McMichael 1989), welche definiert sind als “sustained but nonetheless temporary constellations of interests and relationships [...] [and] are part of larger periods of stability in relations of power and property“ (Friedmann 2005: 228). Das Konzept der Nahrungsregime (Friedmann/McMichael 1989) identifiziert zwei Regime während der Globalisierung: das extensive (ca. 1870–1914, britische Hegemonie) und das intensive (ca. 1945–1973, amerikanische Hegemonie). Die zugrundeliegende Annahme ist, dass in verschiedenen Epochen bestimmte Kräfte stets die Nahrungsmittelregime geprägt haben. McMichael (2009: 142) geht davon aus, dass seit den 1980er Jahren ein drittes Nahrungsregime,¹ das *Corporate Food Regime* (CFR), vorherrscht, das sich durch die Liberalisierung des globalen Handels, die

1 Die Definitionen des dritten Nahrungsregimes von McMichael und Friedmann weisen durchaus einige Unterschiede auf. So sieht Friedmann es als ein entstehendes, noch offenes *corporate-*

Dominanz von transnationalen Unternehmen in globalen Warenketten und Prozessen der Finanzialisierung auszeichnet. Mit der WTO als Schlüsselakteur wurden für diesen politisch eingeleiteten Prozess der wirtschaftlichen Liberalisierung eine Reihe von Regeln formuliert und multilaterale Abkommen geschlossen, die den Wirtschaftsliberalismus und die Macht der Unternehmen im Welternährungssystem institutionalisierten (McMichael 2009: 153). Diese Entwicklung führte zu einer stärkeren Nahrungsmittelabhängigkeit und zur Verdrängung der kleinbäuerlichen Landwirtschaft durch agroindustrielle Betriebe (McMichael 2013: 47ff.; McMichael 2021: 219f.). Die Industrialisierung der landwirtschaftlichen Produktion hat zudem ökologische Folgen wie hohe Treibhausgasemissionen, Bodendegradation und den Rückgang der Artenvielfalt sowie soziale Probleme wie die Zerstörung der menschlichen Lebensgrundlagen, ungleiche Verteilung von Nahrungsmitteln und gesundheitliche Schäden durch industriell produzierte Lebensmittel zur Folge (McMichael 2009: 153; Bernstein 2016: 628). Produktion und Konsum entfernen sich zunehmend räumlich voneinander (Campbell 2009; McMichael 2009: 147). All die negativen Auswirkungen dieser Entwicklung bringen breite und globale Gegenbewegungen hervor, darunter die transnationale soziale Bewegung La Vía Campesina mit ihrer Forderung nach Ernährungssouveränität² (Desmarais 2007; van der Ploeg 2018), Slow Food oder die Fairhandelsbewegung (McMichael 2009: 147).

2.1 Alternative Ernährungssysteme

In der Praxis entstehen alternative Wege der Lebensmittelversorgung, die negative Auswirkungen des aktuellen Agrar- und Ernährungssystems ausgleichen wollen. Steigende Produktionskosten, Dumpingpreise und sinkende Gewinnspannen sowie verändertes Konsumverhalten fördern diese alternativen Versorgungsketten (Renting et al. 2012: 297f.). Das gestiegene Bewusstsein für die negativen ökologischen, wirtschaftlichen, gesundheitlichen und sozialen Folgen des bestehenden Systems und das sinkende Vertrauen in industrielle Landwirtschaft nach wiederkehrenden Skandalen tragen ebenfalls dazu bei (Renting et al. 2003: 395f.). Alternative Lebensmittelversorgungsketten und neue Formen der Zusammenarbeit zwischen Produzent*innen und Konsument*innen werden in der Literatur unter dem Begriff ‚alternative Lebensmittelnetzwerke‘ bzw. *alternative food networks* (AFN) zusammengefasst (Rosol 2020: 53). Dabei handelt es sich in erster Linie um alternative Vertriebssysteme und Beziehungen zwischen Produzent*innen und Konsument*innen (Rosol 2020: 57). Darüber hinaus kann sich der Begriff ‚alternativ‘

environmental food regime an, wohingegen McMichael davon ausgeht, dass das *corporate food regime* sich bereits verfestigt hat (Bernstein 2016: 635).

- 2 McMichael sieht Ernährungssouveränität als Gegenbewegung zum CFR und meint damit: „[...] a wide range of practices that incorporate, recover and develop value orientations supporting positive social and ecological relations of reproduction, in contradistinction to the under-reproducing tendencies of capitalism.“ (McMichael 2013: 156).

auch auf Produkteigenschaften (z. B. biologische, qualitativ hochwertige, regionale Lebensmittel) beziehen (Watts et al. 2005). Entgegen dem dominanten industriellen Lebensmittel(vertriebs-)system zielen AFN darauf ab, Produzent*innen und Konsument*innen durch kürzere Lebensmittelversorgungsketten (*short food supply chains* – SFSCs) direkt zu verbinden (Rosol 2020: 57). Rosol (2020: 58) wendet den Begriff ‚alternativ‘ nicht nur auf spezifische Merkmale von Produkten und Vertriebssysteme an, sondern erweitert diesen auch um die Dimension der alternativen Wirtschaftsmodelle und -praktiken.³ Darunter fallen auch AFN, die anders als konventionelle Unternehmen agieren und versuchen Lebensmittel zu de-kommodifizieren und unkonventionelle ökonomische Transaktionsformen, neue Arbeitspraktiken, Betriebsformen und Finanzierungsarten zu verwirklichen, die nicht auf einer kapitalistischen Logik beruhen (Rosol 2020: 59).

Die seit einigen Jahren zu beobachtenden AFN, in denen Verbraucher*innen, Erzeuger*innen und die Zivilgesellschaft eine aktive Rolle einnehmen, werden in der Literatur als *civic food networks* (CFN) (Giovannini et al. 2023; Jaklin et al. 2015; Renting et al. 2012) beschrieben. Konsument*innen werden zu proaktiven *citizen-consumers* und auch auf der Produzent*innenseite geht es um mehr als den bloßen Verkauf von Lebensmitteln (Renting et al. 2012: 290). Im Vordergrund stehen zivilgesellschaftliche Governance-Mechanismen wie gemeinschaftliche Prinzipien und partizipative Formen der Selbstverwaltung (Renting et al. 2012: 291).

2.2 Was bedeutet ‚alternativ‘?

AFN werden oft als Alternative zum konventionellen Agrar- und Ernährungssystem angesehen, wobei die Vorstellung vorherrscht, es handelt sich um zwei voneinander getrennte, wenn auch verflochtene Systeme (Holloway et al. 2007: 2). Der Dualismus konventionell-alternativ wird in der Literatur durchaus problematisiert, da er ein binäres Denken verstärkt und eine klare Trennlinie zwischen konventionellen und alternativen Lebensmittelnetzwerken herstellt, auch wenn diese in der Praxis gar nicht besteht (Holloway et al. 2007; Le Velly 2019; Rosol 2020). Vielmehr können ANF als hybride Räume verstanden werden, die sowohl alternative als auch konventionelle Komponenten beinhalten können und als solche analysiert werden müssen (Ilbery/Maye 2005; Watts et al. 2005). Manche Autor*innen argumentieren dafür die unscharfen und abstrakten Begriffe ‚alternativ‘ und ‚konventionell‘ gänzlich zu vermeiden (Cameron/Wright 2014; Renting et al. 2012; Wilson 2013), während sich andere wiederum für den analytischen Wert des etablierten Begriffs ‚alternativ‘ aussprechen und eine Erklärung und Kontextualisierung fordern (Le Velly 2019; Rosol 2020: 60).

3 Die Notwendigkeit dafür sieht die Autorin auch deshalb, da eine zunehmende Konventionalisierung (Guthman 2014) bzw. Vereinnahmung von alternativen Lebensmitteln und Vertriebssystemen durch konventionelle Produzent*innen und Händler aus Profitgründen zu beobachten ist und damit deren Kapazität, dem dominierenden Ernährungssystem strukturell entgegenzuwirken, sinkt (Rosol 2020: 58).

Für diese Arbeit fokussieren wir uns auf alternative Ernährungssysteme, die als Reaktion auf die negativen Auswirkungen der Nahrungsmittelregime entstehen und dabei kürzere Versorgungsketten und eine de-kommodifizierte, partizipative Lebensmittelwirtschaft fördern. Um subjektive Interpretationen des Begriffs ‚alternativ‘ zuzulassen, wird im vorliegenden Beitrag auf eine enge (und damit möglicherweise auch einschränkende) Definition des Begriffs verzichtet. Der Begriff ‚alternativ‘ bezieht sich für diese Arbeit auf Lebensmittelversorgungsketten, in denen neben der ökonomischen Rentabilität und dem Profit auch soziale und ökologische Aspekte wie ein ökologischer oder bodenschonender Anbau, faire Arbeitsbedingungen, gemeinschaftliche Produktion, Direktvermarktung, eine engere Beziehung zwischen Produzent*innen und Konsument*innen oder regionale/lokale Kreisläufe von Bedeutung sind.

3 Theoretische Perspektiven auf Ernährung

In der Literatur der Ernährungssoziologie gibt es (durchaus kontroverse) Auseinandersetzungen mit dem Zusammenhang zwischen Ernährung, Lebensstilen und sozialer Distinktion (Winter 2023: 23). Bereits Thorstein Veblen (1899/2007) weist dem Lebensmittelkonsum eine Funktion der symbolischen Abgrenzung zu. Pierre Bourdieu (1979/2013) analysiert erstmals die Herausbildung von Geschmack und Ernährungsweisen und zeigt, dass der Geschmack für bestimmte Speisen Ausdruck der Klasse bzw. sozialen Position und Mittel symbolischer Distinktion ist.

3.1 Bourdieus theoretische Annahmen

Er vertritt die Annahme, dass der Lebensstil oder der Geschmack für eine bestimmte Speise von der Position im sozialen Raum⁴ abhängig sind. So bringen bestimmte Lebensbedingungen einen bestimmten Habitus hervor – ein System inkorporierter Dispositionen und Schemata, das das Denken, Verhalten und Handeln von Individuen beeinflusst (Bourdieu 1979/2013: 277f.). Angehörige einer Gruppe bzw. Klasse, also Personen, die eine ähnliche Position im sozialen Raum einnehmen, können aufgrund dessen auf ähnliche Erfahrungen zurückgreifen und einen ähnlichen Habitus entwickeln, weshalb Bourdieu (1993: 112) auch vom Klassenhabitus spricht. Dabei ist das Handeln nicht absolut von der sozialen Position determiniert. Vielmehr ist der Habitus ein „[...] Gelenkstück, zwischen Struk-

4 Die Stellung von Akteur*innen im sozialen Raum hängt vom Gesamtumfang und der Zusammensetzung des verfügbaren Kapitals ab (Bourdieu 1982/2016: 11). Ökonomisches Kapital ist direkt in Geld umwandelbar, wie Vermögen und Einkommen (Bourdieu 1983/2012: 231). Soziales Kapital resultiert aus Beziehungsnetzen und Gruppenmitgliedschaften (Bourdieu 1983/2012: 238). Kulturelles Kapital umfasst inkorporiertes Kulturkapital (Bildung), objektiviertes Kulturkapital (kulturelle Güter wie Bücher, Gemälde) und institutionalisiertes Kulturkapital (schulische Titel) (Bourdieu 1983/2012: 232ff.). Symbolisches Kapital ist die anerkannte Erscheinungsform der drei Kapitalsorten und wird als Prestige bezeichnet (Bourdieu 1982/2016: 11).

tur und Handeln, der das kollektive Geschehen mit der individuellen Geschichte verwebt“ (Müller 2005: 31). Die vom Habitus erzeugten Praxisformen resultieren in einem bestimmten Lebensstil, dem der Geschmack (unbewusst) als Erzeugungsformel zugrunde liegt (Bourdieu 1979/2013: 278ff.). Der Geschmack weist Individuen mit einer bestimmten sozialen Position entsprechende Handlungen zu und bewirkt „[...] daß [*sic*] man hat, was man mag, weil man mag, was man hat, nämlich die Eigenschaften und Merkmale, die einem de facto zugeteilt und durch Klassifikation de jure zugewiesen werden“ (Bourdieu 1979/2013: 286). Individuen haben einen Geschmack dafür, „[...] wozu sie ohnehin verdammt sind“ (Bourdieu 1979/2013: 290). Der Geschmack ist *amor fati*, eine Wahl des Schicksals, eine unfreiwillige Wahl, die von den Lebensumständen getroffen wird (Bourdieu 1979/2013: 290, 378).

Angehörige der Bourgeoisie schreibt Bourdieu (1979/2013: 289f., 315f.) einen Luxusgeschmack zu, einem aus Luxus, Freiheit und der abgesicherten Distanz zur Not(-wendigkeit) geborenen Geschmack. Hier geht es um Mäßigung und Zurückhaltung beim Essen, Manieren, Genuss, Qualität und ästhetische Feinheiten am Esstisch (Bourdieu 1979/2013: 292f.; Bourdieu 1979/2013: 317). Das Gegenstück zum legitimen Lebensstil des Bürgertums ist der Notwendigkeitsgeschmack der unteren Schichten, einem aus der Notwendigkeit zur billigen Reproduktion der Arbeitskraft geborenen Geschmack (Bourdieu 1979/2013: 289f.). Das sogenannte freimütige Essen der unteren Schichten steht unter dem Zeichen der Freizügigkeit und Fülle (an Speisen) und es gibt keine geregelten Abläufe und strikte Verhaltensregeln (Bourdieu 1979/2013: 313). Der Notwendigkeitsgeschmack wird als mangelhaft und als Gegenteil von Geschmack wahrgenommen und ist eine Negativfolie beim Versuch der distinktiven Abgrenzung (Bourdieu 1979/2013: 291f.).

Der Geschmack wandelt Praxisformen in den symbolischen Ausdruck der Position im sozialen Raum (Bourdieu 1979/2013: 284) und objektive Unterschiede in der sozialen Welt werden zu wesentlichen Unterscheidungen bzw. Distinktionen (Bourdieu 1982/2016: 21). Distinktion ist eine alltägliche Praxis des In-Beziehung-Setzens zu einer Handlung, einem Objekt oder Wert und bewirkt die Reproduktion gesellschaftlicher Unterschiede (Diaz-Bone 2010: 37). Durch das Herstellen von Differenzen setzen sich Personen in Relation zu anderen Personen im sozialen Raum und formen so ihre eigene soziale Identität (Bourdieu 1979/2013: 279). Distinktion bewirkt, dass Objekte und Praktiken mit bestimmten Gruppen verbunden werden, wodurch sie als klassenspezifisch erscheinen und selbst distinktiv werden (Diaz-Bone 2010: 39). Bourdieu (1982/2016: 22) bezeichnet Distinktion auch als symbolisches Kapital, denn eine bestimmte Praktik (Umgangsform, Kleidungsstil, Wohnungseinrichtung, Körpersprache usw.) kann bewirken, dass die Verfügung über Kapital wahrnehmbar und als legitim anerkannt wird. Distinktion wird nicht immer bewusst vollzogen, schließlich ist jede Praxis von sich aus sichtbar und einen Unterschied setzend (distinktiv), ob beabsichtigt oder nicht (Bourdieu 1982/2016: 21).

Bourdieu's Theorie ist heute zentrale Grundlage zahlreicher wissenschaftlicher Arbeiten zur sozialen Differenzierung, steht jedoch zunehmend in der Kritik, da die Annahme, soziale Strukturen würden das Konsumverhalten maßgeblich beeinflussen, hinterfragt wird (Grauel 2013: 28). Manche Kritiker*innen (Beck 1986/2015; Giddens 1991; Peterson/Kern 1996; Schulze 1992/2005) stellen den Einfluss der Klasse und Schicht auf den Lebensstil und eine kulturelle Differenzierung entlang von Klassenlinien in einer sich wandelnden und ausdifferenzierenden Gesellschaft mit steigendem Wohlstand in Frage. Zudem wird Bourdieu oftmals dafür kritisiert, nicht ausführlich genug analysiert zu haben, inwieweit Individuen über ihre Handlungen oder ihre soziale Position reflektieren (Wills et al. 2011: 727). Kritiker argumentieren, dass Handlungen und Urteile wertrational seien, einer Reflexion unterzogen würden, auf guten Gründen beruhen könnten und dass das Wissen über das eigene Handeln durch Rationalisierung reflexiv zugänglich sei (Giddens 1984/1997; Sayer 2005b: 22–51). Ein weiterer Kritikpunkt an Bourdieu ist die Vernachlässigung von Moral in seiner Theorie, weshalb einige Autor*innen seine Theorie um moralische Dimensionen ergänzt haben (Lamont 1994; Lawler 2005; Sayer 2003, 2005a; Southerton 2002).

3.2 Moral und Grenzziehung

Ausgehend von der Kritik an Bourdieu, zeigt Lamont (1994) in ihrer Studie über die französische und amerikanische Mittelschicht die Rolle der Moral bei der sozialen Positionierung und im Prozess des *symbolic boundary making* auf. Unter symbolischen Grenzen versteht sie:

[...] conceptual distinctions made by social actors to categorize objects, people, practices, and even time and space. They are tools by which individuals and groups struggle over and come to agree upon definitions of reality. [...] They are an essential medium through which people acquire status. (Lamont/Molnár 2002: 168)

Symbolische Grenzen werden genutzt, um Objekte, Praktiken und Personen zu kategorisieren (Grauel 2013 :273). Es sind vielschichtige, relationale Prozesse der Unterscheidung, die sozioökonomische, kulturelle und/oder moralische Dimensionen annehmen können (Kennedy et al. 2019: 383). Bei sozioökonomischen Grenzen erfolgt Wertschätzung auf Grundlage der finanziellen Situation, des materiellen Erfolgs und der sozialen Teilhabe (Neckel 2018: 72). Sie werden auf der Basis von Beurteilungen der sozialen Stellung von Personen gezogen, die sich an ihrer Macht, ihrem Wohlstand oder ihrem beruflichen Erfolg ablesen lässt (Lamont 1994: 4). Kulturelle Grenzen werden auf der Grundlage von Bildung, Intelligenz, Manieren und Geschmack gezogen (Lamont 1994: 4). Moralische Grenzen basieren auf dem moralischen Charakter und beziehen sich auf Eigenschaften wie Arbeitsethik, Ehrlichkeit, Integrität und Rücksichtnahme auf andere (Lamont 1994: 4). Empirisch kommt Southerton (2002) zum Ergebnis, dass kulturelle, ökonomische und soziale Ressourcen eine zentrale Rolle bei der Erklärung der Übereinstimmung zwischen den Befragten bei der Konstruktion von Abgrenzungen und Angleichungen spielen.

Die Verwendung klassenbasierter sozialer Kategorien bei der Beschreibung der Grenzen zwischen ‚uns‘ und ‚den anderen‘ deutet darauf hin, dass die Klasse die wichtigste soziale Identifikationsgrundlage für die in dieser Untersuchung befragten Personen darstellt (Southerton 2002: 186). Sayer (2005a: 953) stellt fest, dass sich soziale Gruppen oft durch moralische Unterschiede von anderen abgrenzen, indem sie bestimmte Tugenden für sich beanspruchen, die anderen angeblich fehlen würden.

3.3 Naturgemäßer Essstil und ökologische Distinktion

Neben dem Luxus- und Notwendigkeitsgeschmack identifiziert Barlösius (1999/2016: 124) ein drittes, äußerst machtvolleres Geschmacksmuster: den naturgemäßen Essstil. Dieser steht für eine einfache, gesunde und natürliche Nahrung und grenzt sich durch bewusst und freiwillig gewählte Mäßigung und Enthaltensamkeit vom distinguierten Essstil ab (Barlösius 1999/2016: 124f.). Letzterer wird nämlich dafür kritisiert dekadent, überfeinert und nicht zukunftsfähig zu sein, wohingegen ein natürlicher Essstil ressourcenschonend und im Einklang mit der Natur sein soll (Barlösius 1999/2016: 125). Der natürliche Stil konkurriert dabei weniger um die geschmackliche Vorherrschaft als um das symbolische Kapital bzw. die moralische Überlegenheit (Barlösius 1999/2016: 125). Reitmeier (2013: 287) argumentiert, dass es sich beim naturgemäßen Lebensstil um eine modernisierte Form des Luxusgeschmacks handelt, da eine natürliche, einfache und ökologische Ernährung zur Besonderheit geworden ist, hohes Kapital erfordert und distinktiv wirkt. Neckel (2018) spricht in Bezug auf die Neigung zur Nachhaltigkeit in bestimmten Segmenten der Mittelschicht von ökologischer Distinktion. Ökologische Distinktion beinhaltet ihm zufolge alle drei von Lamont (1994) definierten Dimensionen der Grenzziehung:

Als kulturelle Grenze repräsentiert sie ein exklusives Wissen über die Bedeutung von Nachhaltigkeit; als sozialökonomische Grenze die materielle Überlegenheit von Sozialschichten, die sich Bio-Konsum und Öko-Nischen leisten können. Als moralische Grenze symbolisiert sie den ethischen Wert einer Lebensführung, die sich als vorbildlich versteht und unverantwortliches Handeln in strenger Weise missbilligt. (Neckel 2018: 72)

Aufgrund dessen schreibt Neckel (2018: 72) der ökologischen Distinktion eine starke Macht der Unterscheidung zu.

Zusammenfassend beziehen sich die zentralen theoretischen Aspekte der Auseinandersetzungen um Ernährung, Lebensstile und soziale Distinktion auf die Rolle von Geschmack als Symbol für soziale Position und Abgrenzung. Bourdieu betont, dass der Geschmack für bestimmte Speisen Ausdruck des Habitus ist, der von der sozialen Klasse abhängt, und dass dieser Geschmack in symbolische Distinktionen mündet, die gesellschaftliche Unterschiede reproduzieren. Zudem wird der Einfluss von moralischen, kulturellen und sozialen Grenzen in der Abgrenzung von Gruppen betont, wobei der Geschmack für nachhaltige Lebensmittel als Symbol

für moralische Überlegenheit und ökologisches Bewusstsein eine bedeutende Rolle spielt.

4 Alternative Ernährungssysteme und soziale Schichten: Stand der Forschung

Trotz einer Demokratisierung der Ernährungskultur und der Verbreitung des ästhetischen Geschmacks der höheren Schichten in den breiten Bevölkerungsschichten kommt es nach wie vor zu Distinktionspraktiken und der Reproduktion sozialer Ungleichheiten, wenn etwa der Konsum bestimmter als wertvoll angesehener Lebensmittel ein hohes ökonomisches und kulturelles Kapital voraussetzen (Johnston/Baumann 2010; Warde et al. 2007). Neuere Untersuchungen belegen die anhaltende strukturierende Kraft ökonomischer Ungleichheit und symbolischer Hierarchie in kulturellen Praktiken und den Fortbestand von Distinktion durch den Konsum und die Wertschätzung bestimmter Lebensmittel (Atkinson/Deeming 2015; Flemmen et al. 2018; Jarness 2017; Ramos 2023).

Inwiefern der Konsum von Lebensmitteln aus alternativen Ernährungssystemen als Mittel zur sozialen Distinktion dient, wurde bislang kaum empirisch untersucht (Paddock 2016: 1040; Grauel 2013: 243). Die Literatur in diesem Bereich wächst zwar, legt den Fokus jedoch vor allem auf den Konsum von Produkten des fairen Handels (Adams/Raisborough 2008; Brown 2009; Mol 2009; Wheeler 2012). Untersuchungen zeigen, dass direkte Moralisierung gegenüber als anders wahrgenommenen Gruppen nur selten geäußert und eher vermieden werden (Brown 2009; Johnston et al. 2011). In den USA sind bereits einige kritische Studien über den exklusiven Charakter von alternativen Lebensmitteliniciativen entstanden (Guthman 2008; Slocum 2008; Zukin 2008). Die Autor*innen dieser Studien argumentieren, dass alternative Lebensmitteliniciativen in den USA bestimmte Personengruppen ausschließen und daher für einen Wandel hin zu nachhaltigeren Formen der Lebensmittelversorgung unwirksam sind (Paddock 2016: 1041). DuPuis und Goodman (2005: 361) sehen alternative Lebensmittelnetzwerke als ein Privileg einer weißen Mittelklasse und kritisieren lokale Lösungen dafür, oft Orte der hegemonialen Herrschaft und der Ungleichheit zu sein, da sie von partikularen elitären Interessen geleitet sein können. Paddock (2015, 2016) untersucht in ihrer Studie das Fortbestehen von sozialer Differenzierung im Kontext alternativer Lebensmittelpraktiken in England. Die Autorin kommt zum Ergebnis, dass in den von ihr untersuchten alternativen Initiativen Distinktionspraktiken und -diskurse zu beobachten sind, sich die Befragten in Abgrenzung zu anderen im sozialen Raum positionieren und zwischen Lebensmittel für ‚uns‘ und Lebensmittel ‚der anderen‘ (Southerton 2002) unterschieden wird. Kennedy et al. (2019: 381) kommen in ihrer kanadischen Studie zum Ergebnis, dass der Geschmack von Konsument*innen mit dem höchsten sozioökonomischen Status und hohem kulturellen Kapital sowohl ethische als auch ästhetische bzw. kulinarische Dimensionen

umfasst. Prestigeträchtige Konsumgüter definieren sich nicht nur über den Preis oder die Mode, sondern müssen sowohl bestimmten ästhetischen, aber auch moralischen Kriterien genügen (Kennedy et al. 2019: 397). Für Deutschland kommt Grauel (2013) zum Ergebnis, dass der Lebensmittelkonsum zum *symbolic boundary making* (Lamont 1994) herangezogen wird und die Moralisierung des Konsums von Lebensmitteln vor allem dazu dient, sich von statushöheren und -niedrigeren Gruppen abzugrenzen.

Wie in den vorhergehenden Kapiteln herausgearbeitet, ist die Rolle der sozialen Position beim Konsum von Lebensmitteln aus alternativen Ernährungssystemen und die Frage, inwiefern dieser Konsum als Mittel sozialer Distinktion zur Reproduktion gesellschaftlicher Ungleichheiten beiträgt, bislang nur unzureichend erforscht (Paddock 2016: 1040). Vor diesem Hintergrund untersucht der vorliegende Beitrag, ob und in welcher Weise der Konsum solcher Lebensmittel zur sozialen Abgrenzung dient. Zur Beantwortung dieser Frage wird eine qualitative empirische Studie durchgeführt, die sich auf die theoretischen Überlegungen Bourdieus stützt.

5 Methodologie

Im Zentrum des Erkenntnisinteresses steht die Frage, inwieweit über den Konsum von Lebensmitteln aus alternativen Ernährungssystemen Abgrenzungen zu anderen Menschen oder Gruppen zum Ausdruck gebracht werden. Dafür wurde mit der reflexiven Fotografie ein Ansatz der qualitativen empirischen Sozialforschung gewählt. Diese Methode ist besonders geeignet, um die Fragestellung zu beantworten, da sie individuelle Perspektiven und Bedeutungszuschreibungen der Akteure visuell und narrativ einfängt. Sie ermöglicht es den Teilnehmenden, durch selbst erstellte Fotografien ihre Beziehung zu Lebensmitteln aus alternativen Ernährungssystemen zu reflektieren und auszudrücken. Dieser Ansatz bietet einen Zugang zu subjektiven Erfahrungen und symbolischen Bedeutungen (Rose 2022), die den Konsum als Ausdruck von Distinktion prägen.

5.1 Sampling

Die Wahl fiel auf den Obervinschgau, eine Region in Südtirol, der nördlichsten Provinz Italiens, da hier in den letzten Jahren zahlreiche öko-soziale Initiativen, darunter auch alternative Lebensmitteliniciativen gegründet wurden und aktive Bürgerschaft gelebt wird (Elsen/Bernhard 2021: 182f.). Wegweisend für diese Entwicklung ist die 2016 gegründete Bürgergenossenschaft Obervinschgau (BGO), die sich für eine nachhaltige Entwicklung der Region einsetzt. Die BGO vereint ein breites Netzwerk aus Produzent*innen und Konsument*innen unter sich und ermöglicht somit einen Zugang zum Forschungsfeld, also zu Menschen, die (unter anderem) Lebensmittel aus alternativen Ernährungssystemen konsumieren.

Nach der Veröffentlichung eines kurzen Aufrufs zur Forschungsteilnahme im Newsletter der BGO im April 2024, an öffentlichen Orten im Obervinschgau und auf einem Social Media Kanal der Forscherin haben sich interessierte Personen gemeldet, von denen schließlich sieben an der Forschung teilgenommen haben. Fünf Teilnehmer*innen identifizieren sich als weiblich, zwei als männlich; fünf leben im Obervinschgau, eine Person im unteren Vinschgau und eine an dessen Grenze⁵ (siehe Tabelle 1). Aufgrund fehlender Daten wurde auf eine objektive Klassen- oder Schichteinteilung verzichtet, jedoch deutet die gute Kapitalausstattung der Befragten auf eine Zuordnung zur Mittel- oder Oberschicht hin.

Tabelle 1: Überblick über die Teilnehmenden und den angegebenen soziodemografischen Merkmalen

Quelle: Eigene Darstellung.

Person	Geschlecht	Alter	Personen im Haushalt	Monatl. Gesamteinkommen des Haushalts	Beruf	Höchster Bildungsabschluss	Pseudonym
1	Weiblich	45	4 (+Partner & zeitweise 2 Kinder > 14 J.)	5.000 €	Angestellte	Matura	Pia
2	Männlich	40	2 (+Partnerin)	4.000 €	Pädagoge	Meisterbrief	Lukas
3	Weiblich	37	4 (+Partner, 2 Kinder < 14 J.)	3.500 €	Pädagogin	Matura	Marta
4	Weiblich	48	4 (+Partner, 2 Kinder < 14 J.)	k.A.	Bäuerin	Abitur, Berufsausbildung	Monika
5	Männlich	36	4 (+Partnerin, 2 Kinder < 14 J.)	15.000 €	Selbstständig	Diplomstudium	Leo
6	Weiblich	26	2 (+ Partner)	7.000 €	Pädagogin	Masterstudium	Maria
7	Weiblich	48	4 (+Partner, 2 Kinder < 14 J.)	4.400 €	Pflegerin	Fachausbildung	Tina

5 In die Forschung wurden somit auch zwei Personen miteinbezogen, die nicht direkt im bzw. am Rande des Obervinschgaus wohnen. Das hat zwei Gründe: Es war aufgrund der wenigen Rückmeldungen zu Beginn des Forschungsprozesses unklar, ob sich ausreichend Personen aus dem Obervinschgau melden. Dass diese Personen aus dem unteren Vinschgau den Aufruf im Newsletter der BGO gelesen haben, zeigt, dass auch Personen aus dem unteren Vinschgau zu den Konsument*innen landwirtschaftlicher Initiativen im Obervinschgau gehören.

5.2 Datenerhebung und- auswertung

Da Distinktionspraktiken, wie auch der Geschmack, habituell geprägt sind und nicht immer bewusst und beabsichtigt vollzogen werden, kann die Frage, ob durch den Konsum bestimmter Lebensmittel Distinktion betrieben wird, nicht allein durch das Erfassen kognitiver Einstellungen beantwortet werden. Distinktion zeigt sich in der alltäglichen Lebensführung, weshalb ein Verständnis darüber vorherrschen muss, wie der Ernährungsalltag von Personen aussieht und was und wie sie konsumieren. Um vom Habitus geprägte Praktiken, wie Distinktionspraktiken, und implizite Gehalte aufzudecken, ins Bewusstsein zu holen und zu reflektieren, eignet sich die Methode der reflexiven Fotografie (Dirksmeier 2009, 2013, 2015). Dabei handelt es sich um ein kombiniertes Fotografie-Interviewverfahren, bei dem die Forschungsteilnehmenden Elemente unabhängig von der forschenden Person fotografieren und in einem anschließenden semi-strukturierten problemzentrierten Interview Auskunft über die gewählten Objekte geben (Dirksmeier 2009; Douglas 1998). Die Fotografien machen alltägliche Praktiken und Räume der untersuchten Personen sichtbar und bringen Informationen hervor, die vom Habitus geprägt sind und ohne das Fotografieren verborgen geblieben wären (Dirksmeier 2013: 90).

Die Teilnehmenden haben den Auftrag erhalten, mit ihrem Smartphone die Beschaffung und den Konsum von Lebensmitteln und den Ernährungsalltag nach Belieben fotografisch festzuhalten. Die Auswertung der Fotografien erfolgte in einem anschließenden leitfadengestützten problemzentrierten Interview (Lamnek/Krell 2016; Witzel 2000) durch die Befragten selbst, indem die Bedeutung der Fotografien und die Auswahlentscheidung dahinter reflektiert wurden (Rose 2022). Die Fotografien selbst wurden dabei nicht wissenschaftlich ausgewertet, da sie keine Forschungsergebnisse darstellen, sondern eine unterstützende Funktion im Forschungsprozess einnehmen (Pauwels 2010: 566). Die Aussagen wurden transkribiert und mittels einer qualitativen Inhaltsanalyse auf weitere Sinngehalte hin analysiert. Dabei wurde ein Mix aus einer strukturierenden und zusammenfassenden qualitativen Inhaltsanalyse angewandt (Mayring 1952/2022; Mayring/Fenzl 2022).

Eine Limitation dieses methodischen Vorgehens liegt in der subjektiven Auswahl und Interpretation der Fotografien durch die Teilnehmenden selbst, wodurch bestimmte Aspekte des Konsums möglicherweise überbetont oder ausgeblendet werden. Zudem besteht die Gefahr, dass soziale Erwünschtheit die Auswahl und Interpretation der Fotografien beeinflusst, da sich die Teilnehmenden der späteren Reflexion bewusst sind und ihre Darstellungen möglicherweise an normative Erwartungen anpassen (Rose 2022).

6 Gelebte Distinktionspraktiken: Ergebnisse und Diskussion

Im Folgenden werden die Ergebnisse entlang der gebildeten Kategorien dargestellt und diskutiert.

6.1 Habitus

Praktiken im Zusammenhang mit dem Essen und dem Konsum von Lebensmitteln sind für einige der Befragten erlernte Gewohnheiten, die die Praxis oft unbewusst anleiten. Dass Menschen keine alternativen Lebensmittel⁶ konsumieren, passiert „[...] nicht aus Absicht, sondern aus Gewohnheit, weil sie alles andere halt immer kaufen“ (Monika). Viele der Befragten haben bestimmte Praktiken und Vorstellungen im Zusammenhang mit dem Essen von ihrem Elternhaus übernommen (Lukas, Marta, Leo, Maria, Tina), was auf die Wirkkraft der primären Sozialisation hinweist. Dies schließt an die Annahmen Bourdieus (1982/2016) an, welcher alltägliche Praktiken im Zusammenhang mit dem Essen und dem Konsum von Lebensmitteln als vom Habitus und somit der Sozialisation geprägt sieht. Einige der Befragten heben hervor, dass die Gewohnheiten im Zusammenhang mit Essen und dem Lebensmittelkonsum nur schwer verändert oder abgelegt werden können, was die von Bourdieu aufgestellte These untermauert, dass der Habitus träge ist (Müller 2005). So hält beispielsweise Marta fest: „Das ist vielleicht mit allem, was du einmal umkrepeln willst als Erwachsene oder Erwachsener, da musst du schon. Musst es unbedingt wollen. [...] Ich kann mir vorstellen, dass es echt also aus den alten Mustern auszubrechen echt schwierig ist.“ Dennoch halten die Befragten eine Veränderung der eigenen Gewohnheiten für möglich, auch wenn es sich dabei um einen langwierigen Prozess handelt, wie sie sagen (Maria, Lukas, Pia).

Aber das glaube ich auch ein Prozess ist, den ich bei mir entdeckt habe. Das einfach etwas ist, das mit der Zeit (.) reift und und wird. [...] ich habe es eigentlich so jetzt (.) sagen wir von zuhause ganz anders mitbekommen. (Pia)

Konsum- und Esspraktiken können somit auch erst über Jahre hinweg entstehen und von den in der primären Sozialisation erlernten Praktiken abweichen (Pia, Monika). Die Aussagen der Befragten machen deutlich, dass während dieses Prozesses die Bewusstwerdung und Reflexivität über das eigene Verhalten und dessen Auswirkungen von Bedeutung sind. Dieses Ergebnis bekräftigt die Kritik an Bourdieus Strukturalismus und die Annahme, dass das Konsumverhalten nicht vorrangig von sozialen Strukturen geprägt ist (Beck 1986/2015; Giddens 1991; Schulze 1992/2005), sondern das Handeln von Individuen auf Reflexivität und rationalem Begreifen beruht (Giddens 1984/1997; Sayer 2005b).

6.2 Was ist ein ‚gutes‘ Essen?

Die Befragten haben Vorstellungen von ‚richtigem‘ Lebensmittelkonsum und ‚gutem‘ Essen und legen vor allem aus ökologischen Gründen auf den Konsum von biologischen, saisonalen und regionalen Lebensmittel Wert. Einige der Befragten finden es wichtig, direkten Kontakt zu den Produzent*innen zu haben (Pia, Tina, Leo, Maria, Lukas). Darüber hinaus schätzen einige eine transparente Lieferkette

6 Der Einfachheit halber wurde in den Interviews die Bezeichnung ‚Lebensmittel aus alternativen Ernährungssystemen‘ mit ‚alternative Lebensmittel‘ abgekürzt.

und die Einhaltung sozialer Standards bei der Produktion (Pia, Maria, Lukas). Zudem legen viele der Befragten darauf Wert, Lebensmittel selbst anzubauen und ihr Essen selbst und frisch zuzubereiten (Pia, Lukas, Tina, Marta, Monika, Maria). Einige der Befragten ziehen eine einfache Küche vor (Lukas, Tina), finden Genussmittel oder Luxusprodukte nebensächlich (Pia, Lukas) und präferieren den bodenständigen und nachhaltigen Konsum von Lebensmitteln von ‚früher‘ (Pia, Marta, Leo, Maria, Tina). Der Anbau, die Zubereitung und das Essen von Lebensmitteln in Gemeinschaft haben für einige der Befragten einen hohen Stellenwert (Pia, Maria, Monika, Marta, Leo). Zudem legen einige Personen Wert darauf, aus ökologischen und gesundheitlichen Gründen möglichst wenig tierische Produkte und vor allem wenig Fleisch zu konsumieren (Leo, Maria, Pia, Lukas). Sich gesund zu ernähren und dadurch körperliches Wohlbefinden zu fördern, finden viele der Befragten wichtig (Pia, Marta, Maria, Monika, Leo). Einige achten beim Einkauf von Lebensmitteln auf die Verpackung und versuchen Lebensmittelreste zu verwerten (Pia, Tina, Marta, Lukas). Für einige der Befragten steht der Genuss, der Geschmack und die Qualität des Essens im Vordergrund (Pia, Marta, Leo). Obwohl sich diese Idealvorstellungen nahezu bei allen Befragten wiederfinden, zeigen sich Unterschiede in der Schwerpunktsetzung und Konsequenz der Umsetzung. In Bezug auf das Konzept alternativer Ernährungssysteme von Rosol (2020) zeigt sich, dass alle drei Säulen des Konzepts abgedeckt sind: es finden sich alternative Lebensmittel (z. B. biologisch, regional, saisonal), alternative Netzwerke bzw. Vertriebssysteme (z. B. solidarische Landwirtschaft) und alternative Wirtschaftsmodelle und -praktiken (z. B. Einkaufsgruppen bzw. *food coops*) wieder. Was für die Befragten ein ‚gutes‘ Essen ausmacht, kennzeichnet Rosol (2020) als die Bestandteile eines alternativen Ernährungssystems.

Darüber hinaus weist die Analyse dessen, was den Befragten in Bezug auf ihr Essen wichtig ist, vereinzelt auf den von Bourdieu (1979/2013) beschriebenen Luxusgeschmack (z. B. Bedeutung von Genuss, Geschmack und Qualität) und Notwendigkeitsgeschmack (z. B. Einfachheit der Speisen, Askese) hin. In ihrer Gesamtheit weisen die genannten Aspekte jedoch vielmehr Parallelen zu dem von Barlösius (1999/2016) identifizierten naturgemäßen Essstil auf. Die Charakteristika dieses Essstils, eine einfache, gesunde, natürliche und umweltfreundliche Ernährung und bewusst und freiwillig gewählte Mäßigung und Enthaltensamkeit, werden von den Befragten als Teil einer ‚guten‘ Ernährung bezeichnet (Barlösius 1999/2016: 124f.).

6.3 Grenzziehungen

Mit den Vorstellungen eines ‚guten‘ Lebensmittelkonsums und den entsprechenden Praktiken sind bestimmte anerkannte Ressourcen, Tugenden und Werte wie Gesundheit, Natürlichkeit, Reflexion, Rationalität und Wissen verbunden und durch eine Orientierung an diesen Werten ist eine ‚gute‘ Essenspraxis möglich (Grauel 2013: 257). In den Interviews zeigt sich, dass eine Abweichung des Lebens-

mittelkonsums von den beschriebenen Idealvorstellungen bei anderen Menschen mit der Abwesenheit von bestimmten positiv bewerteten und anerkannten Werten, Tugenden und Fähigkeiten in Verbindung gebracht wird. Schreiben sich soziale Gruppen selbst positiv bewertete – und universell übertragbare – Tugenden zu, die sie bei anderen bemängeln, handelt es sich Sayer (2005a) zufolge um moralische Grenzziehung (Lamont 1994). Die Befragten beziehen sich in den Interviews allerdings nicht nur auf Tugenden und Werte, sondern auch auf bestimmte Fähigkeiten, wodurch kulturelle Grenzziehungen sichtbar werden (Lamont 1994). Explizite Abgrenzungen treten kaum auf und wenn dann vor allem bei der Frage, was „alternativ“ bedeutet – für einige ist dies, was nicht weit verbreitet oder gängig ist (Pia, Lukas). Einige der Befragten können sich nicht mit der Ernährungs- und Konsumweise der mehrheitlichen Bevölkerung identifizieren und grenzen sich davon ab (Lukas, Leo, Maria, Tina). Werden explizite Abgrenzungen, Kritik am Konsumverhalten anderer oder Moralisierungen zum Ausdruck gebracht, fügen die Befragten häufig hinzu, dass sie sich dadurch nicht abheben oder andere verurteilen möchten (Lukas, Pia). Es wird somit ein Unbehagen mit expliziten Abgrenzungen, Verurteilungen und Moralisierungen deutlich (Brown 2009; Grauel 2013; Johnston et al. 2011). Vielmehr werden Abgrenzungen implizit zum Ausdruck gebracht.

6.3.1 Moralische Grenzziehung

Die in den Interviews identifizierten moralischen Grenzziehungen (Lamont 1994) basieren auf Unterschieden im Wert und der Wertschätzung von Lebensmitteln. Viele Befragte sind der Meinung, dass Ernährung für viele Menschen keinen oder kaum einen Stellenwert hat. Pia etwa findet: „Und der Wert des Lebensmittels das ist glaub ich etwas das ((pustet)) noch viel zu wenig in den Köpfen drin ist, ich weiß nicht wieso.“ Diese fehlende Wertschätzung ist ein Grund dafür, warum alternative Lebensmittel von anderen Menschen nicht konsumiert werden (Pia, Lukas, Maria, Marta). Essen ist für viele Menschen ‚zu wenig wichtig‘ und ein ‚notwendiges Übel‘, für das sie sich keine Zeit nehmen (Pia). Dabei braucht es nicht unbedingt mehr Zeit für gesunde Ernährung (Maria). Im Unterschied zu anderen ist den Befragten das Thema Essen wichtig, was eine implizite moralische Grenzziehung darstellt. Einige Befragte grenzen sich von Personen ab, die aus Bequemlichkeit den Mehraufwand für den Konsum alternativer Lebensmittel meiden (Marta, Pia, Lukas). Sie selbst sind bereit dazu. Dennoch zeigen einige Verständnis dafür, dass andere diesen Mehraufwand scheuen (Marta, Maria). Die Befragten kritisieren bei anderen Personen oft ein fehlendes Bewusstsein für den Konsum von Lebensmitteln und dessen Auswirkungen (Lukas, Marta, Leo, Maria). Sie selbst hingegen grenzen sich von diesen Personen ab und schreiben sich dieses Bewusstsein und Reflexivität zu. Handeln sie selbst nicht nach ihren Idealvorstellungen, so sind sie sich dennoch bewusst darüber (Leo, Pia, Marta). Das unterscheidet sie wiederum von unreflektierten Konsument*innen.

Befragte beschreiben sich als offen für Neues, interessiert und neugierig und bringen diese Attribute mit dem Konsum alternativer Lebensmittel in Verbindung (Pia, Marta, Maria, Lukas, Leo). Anders Konsumierende werden mit der Abwesenheit dieser Eigenschaften assoziiert. So zählt sich Marta zu den Personen, die immer etwas Neues probieren und grenzt sich von jenen ab, die mit der traditionellen, regionalen Küche zufrieden sind und immer das gleiche kochen: “Eben und wenn du es nicht brauchst, weil du immer bist du zufrieden mit deinen Nudeln und deinen Knödel und deinem Fleisch” (Marta). Auch Leo bringt mit Verslossenheit die periphere Gesellschaft im Oberrhein in Verbindung.

Teilweise grenzen sich Befragte von in Plastik verpackten und industriell hergestellten Produkten und teils auch von den Menschen ab, die diese konsumieren (Pia, Marta, Tina). In der Kritik an verpackten und Fertigprodukten ist sowohl eine ästhetische (Geschmack) als auch eine moralische Dimension (ungesund, unnatürlich) enthalten, weshalb es zu einer Überschneidung zwischen moralischer und kultureller Grenzziehung kommt (Grauel 2013). Obwohl viele der Befragten selbst manchmal in Supermärkten einkaufen, grenzen sie sich davon, von der dort angebotenen ‘anonymen Massenware’ und zum Teil auch von den Menschen, die dort einkaufen ab (Maria, Lukas, Marta, Pia). Lukas etwa sagt zu den Menschen im Supermarkt: „[...] da denk ich mir oft bei den Leuten, was die alles in den Wagen reinpacken. Ich möchte Dreiviertel davon nicht ((lacht)) so von der Qualität“ (Lukas). Wie Lukas kaufen auch andere Befragte im Supermarkt bewusst nur ausgewählte Produkte. Im Unterschied zu einer unkritischen Masse handeln sie somit überlegt und reflektiert.

6.3.2 Kulturelle Grenzziehung

Die Befragten thematisieren neben moralischen Grenzen auch kulturelle⁷ Differenzen, die sie anhand von Bildung, Intelligenz, Manieren, Geschmack und Lebensstil ziehen (Lamont 1994).

Der Konsum alternativer Lebensmittel wird von allen Befragten mit Wissen, Bildung und Aufklärung assoziiert. Im Gegensatz zu Nicht-Konsument*innen alternativer Lebensmittel haben sie durch Bildung oder Eigeninitiative spezifisches Wissen erworben. Maria beschreibt, dass Konsument*innen alternativer Lebensmittel nicht nur durch Hochschulabschlüsse, sondern auch durch eigenständige Recherche gebildeter wären. Abweichendes Konsumverhalten führen die Befragten auf fehlendes Wissen oder mangelnde Eigeninitiative zurück. Einige argumentieren, dass der Konsum alternativer Lebensmittel eine hohe Planungskompetenz und Kenntnisse über die ‘richtigen’ Beschaffungswege erfordert (Pia, Maria, Marta, Tina). Entscheidend sei weniger ökonomisches Kapital als vielmehr kulturelles Kapital. Wird Konsum alternativer Lebensmittel als nicht umsetzbar oder zu teuer wahrgenommen,

7 Kulturell meint in diesem Zusammenhang Aspekte des kulturellen Kapitals nach Bourdieu (1983/2012).

liegt das laut den Befragten unter anderem an einer mangelnden Planung und den ‚falschen‘ Beschaffungswegen.

Einige Befragte distanzieren sich von globalisierten Warenketten und dem Kauf von Lebensmitteln außerhalb der Saison (Leo, Pia, Tina). Ebenso lehnen sie lokale traditionelle Essgewohnheiten wie hohen Fleischkonsum und etablierte Gerichte, die für sie eine konservative Gesellschaft symbolisieren, ab (Marta, Leo, Maria). Marta beispielsweise distanziert sich von ‚der klassischen Marende‘ (Zwischenmahlzeit traditionell basierend auf Südtiroler Produkten wie Speck, Schüttelbrot, Kaminwurz und Almkäse) und hält in Bezug auf die Zubereitung von Gerichten fest:

Eben, das ist ja das, was sie bei uns da sagen oft ‚Ja weißt du, aber ein Ei muss rein.‘ Und bei vielen Sachen muss das Ei eben nicht rein, sondern ist halt drin, weil früher haben sie Ei und Milch und Fleisch gehabt. (Marta)

Auch Leo nimmt eine ablehnende Haltung gegenüber Veränderungen von Ernährungs- und Konsumweisen in der peripheren und bäuerlich strukturierten Gesellschaft im Obervinschgau wahr und distanziert sich davon. Er findet: „Ja, viele Leute bei uns wollen das einfach nicht annehmen, die sind strikt dagegen. [...] Das ist bei uns einfach so streng drinnen, dann ist es schwer.“

Die in den Interviews identifizierten moralischen und kulturellen Grenzziehungen zeigen, dass ein naturgemäßer bzw. nachhaltiger Ess- und Lebensstil nicht nur Idealvorstellungen über ‚richtigen‘ Konsum umfasst. Vielmehr wird die soziale Position auch dadurch bestimmt, ‚was sie nicht ist‘, sodass sich die soziale Identität auch durch das Herstellen von Differenzen formt (Bourdieu 1979/2013: 279). Wie jeder Lebensstil symbolisiert auch dieser die Stellung einer sozialen Gruppe (oder Klasse) im sozialen Raum in Relation und Abgrenzung zu anderen (Diaz-Bone 2010: 30). Eine soziale bzw. Klassenidentität wird meist nicht explizit und offensichtlich zum Ausdruck gebracht, vielmehr manifestiert sich diese in Erzählungen der Zugehörigkeit und Abgrenzung (Paddock 2016). Die Befragten betonen weniger eine spezifische Klassenidentität (Bourdieu 1979/2013; Paddock 2016; Southerton 2002), sondern vielmehr die eines*r reflektierten, umwelt- und gesundheitsbewussten Konsumenten*in. Der Geschmack für biologische, regionale oder fair gehandelte Lebensmittel wird eher mit Tugenden und Werten als mit Schichtzugehörigkeit verknüpft (Bourdieu 1982/2016). Die Äußerungen in den Interviews ermöglichen zwar keine eindeutige Klassen- bzw. Schichtzuteilung, auch wenn die soziodemografischen Merkmale auf eine Mittelschichtzugehörigkeit hindeuten. Dass die Befragten sich in Relation und Abgrenzung zu anderen als Träger von kulturellem Kapital, Rechtschaffenheit und moralischer Integrität sehen, deutet jedoch auf ihre wahrgenommene Position im sozialen Raum (Bourdieu 1982/2016) hin.

6.4 Rechtfertigung

Die Interviews zeigen, dass die Befragten oft nicht gemäß ihren Idealvorstellungen handeln, teils ohne es zu merken. Einige räumen ein, dass sie ihre Ideale nicht immer umsetzen (Marta, Monika, Tina). Dabei scheint die Reflexion und das Streben nach Idealen wichtiger als deren konsequente Umsetzung im Alltag. Selbstkritik und Abgrenzung von unreflektiertem Konsumverhalten helfen ihnen, ihr Handeln mit ihrem Selbstbild zu vereinen (Grauel 2013: 260). Diese Haltung legitimiert Abweichungen von ihren Idealen und könnte weitreichende Folgen für die Transformation zu einem nachhaltigeren Agrar- und Ernährungssystem haben.

Zu Rechtfertigungen solcher Praktiken kommt es auch unter Rückgriff auf anerkannte Werte, wie Arbeit (Leo) oder Familie (Leo, Tina, Pia), und auf strukturelle Beschränkungen, wie fehlende Angebote in Lebensmittelgeschäften und Restaurants (Tina, Leo), fehlende Zeitkapazitäten (Leo) und nicht ausreichende finanzielle Ressourcen (Monika, Marta). So rechtfertigt Tina beispielsweise Verhaltensweisen, die sie eigentlich meiden möchte, mit den Bedürfnissen ihrer Kinder:

Ah ja, unsere Joghurt. Da schauen wir auch jetzt eher, dass wir in Glas. Ich kaufe sie jetzt eher immer im Glas. Hin und wieder, muss ich schon sagen, muss ich Knusperjoghurt kaufen, weil die halt die Kinder gerne haben. (Tina)

Die Befragten erkennen strukturelle Beschränkungen vor allem als Hindernisse für das eigene Handeln an und zeigen nur manchmal Verständnis dafür, dass solche Beschränkungen auch das Handeln anderer erschweren können. Das ‚falsche‘ Konsumverhalten anderer wird von den Befragten häufig auf fehlende moralische Tugenden, individuelle Bestrebungen oder Fähigkeiten zurückgeführt und die Ursache somit im individuellen Verantwortungsbereich gesucht. Strukturelle Beschränkungen, die das eigene Handeln einschränken, sind sicherlich vorzufinden, und es gilt diese für eine Transformation des gegenwärtigen Agrar- und Ernährungssystems zu thematisieren. Problematisch ist allerdings, dass strukturelle Beschränkungen, die das eigene Handeln beeinflussen, bei anderen kaum thematisiert werden. Dies birgt die Gefahr, Lebensrealitäten, mit denen viele Menschen konfrontiert sind, zu ignorieren und soziale Ungleichheiten zu reproduzieren (DuPuis/Goodman 2005; Neckel 2018; Paddock 2016; Reitmeier 2013).

7 Conclusio

Der Beitrag thematisiert die Krisenhaftigkeit des aktuellen Agrar- und Ernährungssystems (Ermann et al. 2018; van der Ploeg 2018) und die gesellschaftliche Dringlichkeit, dessen negative Auswirkungen zu bewältigen, da Ernährung ein grundlegendes menschliches Bedürfnis ist. Ein Wandel zu einer sozial und ökologisch nachhaltigeren Lebensmittelversorgung ist unumgänglich. Allerdings stehen alternative Ansätze (Ermann et al. 2018; Renting et al. 2003, 2012; Rosol 2020) in der Kritik, nicht inklusiv zu sein. Damit würde die intendierte Lösung auf ein gesellschaftliches

Problem selbst zur Reproduktion von sozialen Ungleichheiten und gesellschaftlicher Spaltung beitragen (Neckel 2018; Reitmeier 2013).

Vor dem Hintergrund der Habitus Theorie von Bourdieu und seinen Überlegungen zum Geschmack und zur Distinktion haben wir anhand einer empirischen Untersuchung aufgezeigt, dass durch den Konsum von alternativen Lebensmitteln Abgrenzungen ausgedrückt werden. Die Analyse der Ergebnisse der qualitativen Inhaltsanalyse zeigt, dass die befragten Konsument*innen ihre Identität über bestimmte Idealvorstellung und die Umsetzung einer ‚richtigen‘ Ernährungspraxis konstruieren. Diese Idealvorstellungen und Praktiken lassen sich dabei den drei Säulen alternativer Ernährungssysteme von Rosol (2020) zuordnen und entsprechen dem von Barlösius (1999/2016) identifizierten naturgemäßen Essstil. Zudem wird deutlich, dass die Befragten ihre Identität durch das Herstellen von Differenzen formen (Bourdieu 1979/2013). So zeigen sie ihre Identität eines*r reflektierten, aufgeklärten und umwelt- und gesundheitsbewussten Konsumenten*in auch in Relation und Abgrenzung zu anderen. Abgrenzungen werden allerdings selten explizit, sondern vielmehr implizit zum Ausdruck gebracht. Dabei werden einerseits moralische Grenzen (Lamont 1994) gezogen, indem sich die Befragten selbst Tugenden zuschreiben, die anderen abgesprochen werden (Grauel 2013; Sayer 2005a). Zudem kommt es zu kulturellen Grenzziehungen (Lamont 1994), indem auf der Grundlage von Wissen, Bildung, Kompetenzen und kulturellen Differenzen Grenzen hergestellt werden. In Relation zu anderen sehen sich die Befragten somit als Träger von Wissen, Bildung und bestimmten Fähigkeiten (kulturelles Kapital), Rechtschaffenheit und moralischer Integrität.

Andere werden dafür kritisiert, ihr ‚falsches‘ Konsumverhalten aus fehlendem Willen, Wissen und mangelnden Fähigkeiten zu verantworten, während die Befragten eigene Abweichungen von Idealvorstellungen meist mit strukturellen Beschränkungen begründen. Gründe für unerwünschte Praktiken werden bei anderen auf das Individuum abgewälzt, was dazu führen kann, die Lebensrealitäten vieler Menschen zu verkennen und soziale Ungleichheiten zu reproduzieren (DuPuis/Goodman 2005; Neckel 2018; Paddock 2016; Reitmeier 2013). Ihr eigenes ‚Fehlverhalten‘ legitimieren die Befragten durch bewusste Selbstkritik, wodurch sie sich von anderen abgrenzen. Wenn die Reflexion wichtiger ist als die Umsetzung von Idealen, könnte dies die Transformation hin zu einem nachhaltigeren Ernährungssystem beeinflussen.

Bourdieu (1982/2016: 21) zufolge ist jede Praxis von sich aus sichtbar und einen Unterschied setzend (distinktiv), ob beabsichtigt oder nicht. Distinktion ist somit eine unweigerliche und alltägliche Praxis und demnach auch Teil des Konsums von alternativen Lebensmitteln. Der vorliegende Beitrag zeigt jedoch, dass die Moralisierung des alternativen Lebensmittelkonsums, ob beabsichtigt oder nicht, die Gefahr mit sich bringt, Lebensrealitäten, mit denen viele Menschen konfrontiert sind, zu verkennen (Paddock 2016). Damit eine sozial gerechte Transformation

des gegenwärtigen Agrar- und Ernährungssystems stattfinden kann und um die Reproduktion sozialer Ungleichheit zu vermeiden, gilt es ein Bewusstsein für die Lebensrealitäten anderer zu entwickeln und zu erkennen, dass Reflexivität und ein kritisches Bewusstsein nicht genügen, sondern Praktiken tatsächlich umgesetzt werden müssen. Da sich der Beitrag als einer der wenigen mit Distinktionspraktiken beim Konsum von Lebensmitteln aus alternativen Ernährungssystemen befasst, besteht Bedarf an weiterer Forschung in diesem Bereich. Dabei sollten für die Konzeptualisierung von Distinktion neben der Reflexivität der Akteur*innen auch deren materielle und soziale Lebensbedingungen systematisch in die Analyse einbezogen werden, um zu verstehen, wie eine gerechte Transformation des Agrar- und Ernährungssystems gelingen kann.

Literaturverzeichnis

- Adams, Matthew & Raisborough, John (2008). What Can Sociology Say About FairTrade? Class, Reflexivity and Ethical Consumption. *Sociology*, 42(6), 1165–1182.
- Atkinson, Will & Deeming, Christopher (2015). Class and Cuisine in Contemporary Britain: the Social Space, the Space of Food and Their Homology. *The Sociological Review*, 63(4), 876–896.
- Barlösius, Eva (1999/2016). *Soziologie des Essens: Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung* (3., durchgesehene Aufl.). Beltz Juventa.
- Beck, Ulrich (1986/2015). *Risikogesellschaft: auf dem Weg in eine andere Moderne* (22. Aufl.). Suhrkamp. (Erstveröffentlichung 1986)
- Bennett, Tony, Savage, Mike, Silva, Elisabeth Bortolaia, Warde, Alan, Gayo-Cal, Modesto & Wright, David (2009). *Culture, Class, Distinction*. Routledge.
- Bernstein, Henry (2016). Agrarian political economy and modern world capitalism: the contributions of food regime analysis. *The Journal of Peasant Studies*, 43(3), 611–647.
- Bourdieu, Pierre (1993). *Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft*. Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1983/2012). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In U. Bauer, U. H. Bittlingmayer & A. Scherr (Hrsg.), *Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie* (S. 229–242). Springer VS.
- Bourdieu, Pierre (1979/2013). *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilkraft* (23. Aufl.). Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (1982/2016). *Sozialer Raum und „Klassen“: Zwei Vorlesungen: mit einer Bibliographie der Schriften Pierre Bourdieus von Yvette Delsaut* (4. Aufl.). Suhrkamp.
- Brown, Keith R. (2009). The Social Dynamics and Durability of Moral Boundaries1. *Sociological Forum*, 24(4), 854–876.
- Cameron, Jenny & Wright, Sarah (2014). Researching diverse food initiatives: from backyard and community gardens to international markets. *Local Environment*, 19(1), 1–9.
- Campbell, Hugh (2009). Breaking new ground in food regime theory: corporate environmentalism, ecological feedbacks and the ‘food from somewhere’ regime? *Agriculture and Human Values*, 26(4), 309–319.
- Desmarais, Anette Aurélie (2007). *La Via Campesina: globalization and the power of peasants*. Fernwood [u.a.].

- Diaz-Bone, Rainer (2010). Theorie der Distinktion. In R. Diaz-Bone (Hrsg.), *Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil: Eine diskurstheoretische Erweiterung der Bourdieuschen Distinktionstheorie* (S. 21–70). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dirksmeier, Peter (2009). *Urbanität als Habitus: Zur Sozialgeographie städtischen Lebens auf dem Land*. transcript Verlag.
- Dirksmeier, Peter (2013). Zur Methodologie und Performativität qualitativer visueller Methoden – Die Beispiele der Autofotografie und reflexiven Fotografie. In E. Rothfuß & T. Dörfler (Hrsg.), *Raumbezogene qualitative Sozialforschung* (S. 83–101). Springer VS.
- Dirksmeier, Peter (2015). Mit Bourdieu gegen Bourdieu empirisch denken: Habitusanalyse mittels reflexiver Fotografie. *ACME: An International E-Journal for Critical Geographies*, 6(1), 73–97.
- Douglas, Katie Branch (1998). Impressions: African American First-Year Students' Perceptions of a Predominantly White University. *The Journal of Negro Education*, 67(4), 416–431.
- DuPuis, E. Melanie & Goodman, David (2005). Should we go “home” to eat? toward a reflexive politics of localism. *Journal of Rural Studies*, 21(3), 359–371.
- Elsen, Susanne & Bernhard, Armin (2021). Kann eine Transformation in Richtung mehr Nachhaltigkeit und weniger Wachstumszwänge gelingen? Einblicke aus dem Oberrheinischen. In Pechlaner, Harald, Habicher, Daria & Innerhofer, Elisa (Hrsg.), *Transformation und Wachstum: Alternative Formen des Zusammenspiels von Wirtschaft und Gesellschaft* (S. 181–191). Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Ermann, Ulrich, Langthaler, Ernst, Penker, Marianne & Schermer, Markus (2018). *Agro-food studies: eine Einführung*. Böhlau Verlag.
- Flemmen, Magne, Hjellbrekke, Johs & Jarness, Vegard (2018). Class, Culture and Culinary Tastes: Cultural Distinctions and Social Class Divisions in Contemporary Norway. *Sociology*, 52(1), 128–149.
- Friedmann, Harriet (2005). From Colonialism to Green Capitalism: Social Movements and Emergence of Food Regimes. In Buttel, Frederick & McMichael, Philip (Hrsg.), *New directions in the sociology of global development* (S. 227–264). Emerald Publishing, Leeds.
- Friedmann, Harriet & McMichael, Philip (1989). AGRICULTURE AND THE STATE SYSTEM. *Sociologia Ruralis*, 29(2), 93.
- Giddens, Anthony (1991). *Modernity and self-identity: self and society in the late modern age*. Polity Press.
- Giddens, Anthony (1984/1997). *Die Konstitution der Gesellschaft: Grundzüge einer Theorie der Strukturierung* (3. Aufl.). Campus-Verl.
- Giovannini, Michela, Forno, Francesca & Magnani, Natalia (2023). Practicing sustainable eating: zooming in a civic food network. *Agriculture and Human Values*.
- Grael, Jonas (2013). *Gesundheit, Genuss und gutes Gewissen: Über Lebensmittelkonsum und Alltagsmoral*. transcript Verlag.
- Guthman, Julie (2008). Bringing good food to others: investigating the subjects of alternative food practice. *Cultural Geographies*, 15(4), 431–447.
- Holloway, Lewis, Kneafsey, Moya, Venn, Laura, Cox, Rosie, Dowler, Elizabeth & Tuomainen, Helena (2007). Possible Food Economies: a Methodological Framework for Exploring Food Production–Consumption Relationships. *Sociologia Ruralis*, 47(1), 1–19.

- Holtkamp, Carolin (2020). *Der Malser Weg: Geschichte einer sozialen Bewegung für Demokratie und eine nachhaltige Regionalentwicklung*. Unipress Kassel.
- Ilbery, Brian & Maye, Damian (2005). Alternative (Shorter) Food Supply Chains and Specialist Livestock Products in the Scottish–English Borders. *Environment and planning A*, 37(5), 823–844.
- Jaklin, Ulrike, Kummer, Susanne & Milestad, Rebecka (2015). Why Do Farmers Collaborate with a Food Cooperative? Reasons for Participation in a Civic Food Network in Vienna, Austria. *International Journal of Sociology of Agriculture & Food*, 22(1), 41–61.
- Jarness, Vegard (2017). Cultural vs Economic Capital: Symbolic Boundaries within the Middle Class. *Sociology*, 51(2), 357–373.
- Johnston, Josee & Baumann, Shyon (2010). *Foodies: democracy and distinction in the gourmet foodscape*. Routledge.
- Johnston, Josee, Szabo, Michelle & Rodney, Alexandra (2011). Good food, good people: Understanding the cultural repertoire of ethical eating. *Journal of Consumer Culture*, 11(3), 293–318.
- Kennedy, Emily Huddart, Baumann, Shyon & Johnston, Josee (2019). Eating for Taste and Eating for Change: Ethical Consumption as a High-Status Practice. *Social Forces*, 98(1), 381–402.
- Lamnek, Siegfried & Krell, Claudia (2016). *Qualitative Sozialforschung* (6., vollständig überarbeitete Aufl.). Beltz Verlagsgruppe.
- Lamont, Michèle (1994). *Money, Morals and Manners: The Culture of the French and the American Upper-Middle Class* (Paperback edition). University of Chicago Press.
- Lamont, Michèle & Molnár, Virág (2002). The Study of Boundaries in the Social Sciences. *Annual Review of Sociology*, 28(1), 167–195.
- Lawler, Stephanie (2005). Disgusted Subjects: The Making of Middle-Class Identities. *The Sociological Review*, 53(3), 429–446.
- Le Velly, Ronan (2019). Allowing for the Projective Dimension of Agency in Analysing Alternative Food Networks. *Sociologia Ruralis*, 59(1), 2–22.
- Mayring, Philipp (1952/2022). *Qualitative Inhaltsanalyse* (13., überarbeitete Aufl.). Beltz Verlagsgruppe.
- Mayring, Philipp & Fenzl, Thomas (2022). Qualitative Inhaltsanalyse. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (3. Aufl., S. 691–706). Springer Fachmedien Wiesbaden.
- McMichael, Philip (2009). A food regime genealogy. *The Journal of Peasant Studies*, 36(1), 139–169.
- McMichael, Philip (2013). *Food regimes and agrarian questions*. Fernwood Publishing.
- McMichael, Philip (2021). Food regimes. In A. H. Akram-Lodhi, K. Dietz & B. Engels (Hrsg.), *Handbook of Critical Agrarian Studies* (S. 218–231). Edward Elgar Publishing Limited.
- Mol, Annemarie (2009). GOOD TASTE. *Journal of Cultural Economy*, 2(3), 269–283.
- Müller, Hans-Peter (2005). Handeln und Struktur. Pierre Bourdieus Praxeologie. In C. Colliot-Thélène, E. François & G. Gebauer (Hrsg.), *Deutsch-französische Perspektiven* (S. 21–42). Suhrkamp.
- Neckel, Sighard (2018). Ökologische Distinktion: Soziale Grenzziehung im Zeichen von Nachhaltigkeit. In S. Neckel, N. Besedovsky, M. Boddenberg, M. Hasenfratz, S. M. Pritz & T. Wiegand (Hrsg.), *Die Gesellschaft der Nachhaltigkeit* (S. 59–76). transcript Verlag.

- Paddock, Jessica. (2015). Invoking Simplicity: 'Alternative' Food and the Reinvention of Distinction. *Sociologia Ruralis*, 55(1), 22–40.
- Paddock, Jessica (2016). Positioning Food Cultures: 'Alternative' Food as Distinctive Consumer Practice. *Sociology*, 50(6), 1039–1055.
- Pauwels, Luc (2010). Visual Sociology Reframed: An Analytical Synthesis and Discussion of Visual Methods in Social and Cultural Research. *Sociological Methods & Research*, 38(4), 545–581.
- Peterson, Richard A. & Kern, Roger M. (1996). Changing Highbrow Taste: From Snob to Omnivore. *American Sociological Review*, 61(5), 900–907.
- Ramos, Vasco (2023). Food consumption, social class and taste in contemporary Portugal. *Journal of Consumer Culture*, 23(4), 903–925.
- Reitmeier, Simon (2013). *Warum wir mögen, was wir essen: Eine Studie zur Sozialisation der Ernährung*. transcript Verlag.
- Renting, Henk, Marsden, Terry K. & Banks, Jo (2003). Understanding Alternative Food Networks: Exploring the Role of Short Food Supply Chains in Rural Development. *Environment and Planning A: Economy and Space*, 35(3), 393–411.
- Renting, Henk, Schermer, Markus & Rossi, Adanella (2012). Building Food Democracy: Exploring Civic Food Networks and Newly Emerging Forms of Food Citizenship. *International Journal of Sociology of Agriculture & Food*, 19(3), 289–307.
- Rose, Gillian (2022). *Visual methodologies: an introduction to researching with visual materials* (5th ed.). SAGE Publications.
- Rosol, Marit (2020). On the Significance of Alternative Economic Practices: Reconceptualizing Alterity in Alternative Food Networks. *Economic Geography*, 96(1), 52–76.
- Sayer, Andrew (2003). (De)commodification, Consumer Culture, and Moral Economy. *Environment and Planning D: Society and Space*, 21(3), 341–357.
- Sayer, Andrew (2005a). Class, Moral Worth and Recognition. *Sociology*, 39(5), 947–963.
- Sayer, Andrew (2005b). *The Moral Significance of Class*. Cambridge University Press.
- Schulze, Gerhard (1992/2005). *Die Erlebnisgesellschaft: Kultursoziologie der Gegenwart* (2. Aufl.). Campus. (Erstveröffentlichung 1992)
- Slocum, Rachel (2008). Thinking race through corporeal feminist theory: divisions and intimacies at the Minneapolis Farmers' Market. *Social & Cultural Geography*, 9(8), 849–869.
- Southerton, Dale (2002). Boundaries of 'Us' and 'Them': Class, Mobility and Identification in a New Town. *Sociology*, 36(1), 171–193.
- van der Ploeg, Jan Douwe (2018). *The new peasantries: Rural development in times of globalization* (2nd ed.). Routledge.
- Veblen, Thorstein (1899/2007). *Theorie der feinen Leute: eine ökonomische Untersuchung der Institutionen* (Ungekürzte Ausg.). Fischer Taschenbuch Verlag. (Erstveröffentlichung 1899)
- Warde, Alan, Wright, David & Gayo-Cal, Modesto (2007). Understanding Cultural Omnivorousness: Or, the Myth of the Cultural Omnivore. *Cultural Sociology*, 1(2), 143–164.
- Watts, David Charles Hunter, Ilbery, Brian & Maye, Damian (2005). Making reconnections in agro-food geography: alternative systems of food provision. *Progress in Human Geography*, 29(1), 22–40.
- Wheeler, Kathryn (2012). *Fair trade and the citizen-consumer: shopping for justice?* (1st publ.). Palgrave Macmillan.

- Wills, Wendy, Backett-Milburn, Kathryn, Roberts, Mei-Li & Lawton, Julia (2011). The Framing of Social Class Distinctions through Family Food and Eating Practices. *The Sociological Review*, 59(4), 725–740.
- Wilson, Amanda DiVito (2013). Beyond Alternative: Exploring the Potential for Autonomous Food Spaces. *Antipode*, 45(3), 719–737.
- Winter, Martin (2023). *Ernährungskulturen und Geschlecht: Fleisch, Veganismus und die Konstruktion von Männlichkeiten*. transcript Verlag.
- Witzel, Andreas (2000). The Problem-centered Interview. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 1(1).
- Zukin, Sharon (2008). CONSUMING AUTHENTICITY. *Cultural Studies*, 22(5), 724–748.

Danksagungen

Wir danken den anonymen Gutachter*innen für ihre wertvollen Kommentare und Anregungen, die zur Verbesserung dieses Manuskripts beigetragen haben. Ebenso möchten wir allen Teilnehmenden unserer Forschung für ihre Zeit und ihre wertvollen Einblicke danken.

Diese Forschung wurde gänzlich oder teilweise durch den Wissenschaftsfonds FWF finanziert 10.55776/ZK6. Zum Zweck des freien Zugangs hat der:die Autor:in für jedwede akzeptierte Manuskriptversion, die sich aus dieser Einreichung ergibt, eine „Creative Commons Attribution CC BY“-Lizenz vergeben

Zwischen Distinktion und Affiliation

Deutungsmuster und Selbstpositionierungsweisen Arbeitsloser

Zusammenfassung: Der vorliegende Beitrag befasst sich aus einer wissenssoziologischen Perspektive mit Selbstpositionierungen von (Langzeit-)Arbeitslosen unter den Bedingungen gegenwärtiger gesellschaftlicher Zuschreibungen. Auf der Grundlage einer qualitativen Interviewstudie wird der Zusammenhang von individuell-biografischen Arbeitslosigkeitserfahrungen und Deutungsmustern von Arbeitslosigkeit untersucht und wie diese die Selbstpositionierungen Arbeitsloser prägen. Datengrundlage bilden dabei qualitative diskursive Interviews mit Arbeitslosen. Dabei konnten drei Typen von Selbstpositionierungsweisen rekonstruiert werden, die auf unterschiedlichen Deutungslogiken beruhen und sich anhand des Identifikations- bzw. Distinktionsgrads zur sozialen Kategorie „Arbeitslose“ differenzieren lassen. Allen Typen ist gemeinsam, dass die Figur des „guten“ und „würdigen“ Arbeitslosen in unterschiedlicher Ausprägung als Orientierungspunkt für die Definition der eigenen Situation herangezogen wird.

Stichworte: Arbeitslosigkeit; Selbstpositionierung; Deutungsmuster; Distinktion; Affiliation

Between distinction and affiliation

Collective representations and selfpositioning of unemployed people

Abstract: This article deals with the self-positioning of (long-term) unemployed under the conditions of current social labeling from the perspective of a sociology of knowledge. Based on a qualitative interview study, the relationship between individual-biographical experiences of unemployment and collective representations of unemployment and how these shape the self-positioning of the unemployed are examined. Three types of self-positioning could be reconstructed, which are based

* Marina Vukoman, Universität Duisburg-Essen, Fakultät für Bildungswissenschaften, Institut für Soziale Arbeit und Sozialpolitik (ISP), Universitätsstr. 2, 45141 Essen, E-Mail: marina.vukoman@uni-due.de.

** Dominik Spreen, Universität Duisburg-Essen, Fakultät für Bildungswissenschaften, Institut für Soziale Arbeit und Sozialpolitik (ISP), Universitätsstr. 2, 45141 Essen, E-Mail: dominikspreen@gmx.net.

*** Carsten G. Ullrich, Universität Duisburg-Essen, Fakultät für Bildungswissenschaften, Institut für Soziale Arbeit und Sozialpolitik (ISP), Universitätsstr. 2, 45141 Essen, E-Mail: carsten.ullrich@uni-due.de.

on different interpretative logics and can be further differentiated based on the level of affiliation or distinction with the social category of the "unemployed". What all types have in common is that the idea of the "good" and "worthy" unemployed person is drawn on for the unemployed in various forms to define their situation.

Keywords: Unemployment; Selfpositioning; Collective Representations; Distinction; Affiliation

1 Einleitung

Vorbeugung und Abbau von Arbeitslosigkeit sind nach wie vor die relevantesten sozialpolitischen Ziele westlicher Industriestaaten. Die zuletzt umfassendsten Arbeitsmarktreformen in Deutschland der Agenda 2010 gingen dabei – wissenssoziologischen Diagnosen folgend – Hand in Hand mit einer Verschiebung des Diskurses hin zu einer stärkeren Individualisierung¹ der Ursachen von Arbeitslosigkeit und verschärften Inpflichtnahme von Arbeitslosen (Hirsland/Ramos Lobato 2014: 181). Nicht mehr die soziale Sicherung der Betroffenen stand im Vordergrund der Reformen, sondern vor allem der „Abbau von ‚Belastungen‘ durch Sozialabgaben“ (Ludwig-Mayerhofer 2021: 469). Beschäftigungspolitische Instrumente zielten deshalb vor allem darauf, (langzeit-)arbeitslose Menschen verstärkt zu eigenverantwortlichem Handeln zu aktivieren. Auch wenn das Thema Arbeitslosigkeit in aktuellen öffentlichen Diskursen weniger zentral ist (ebd.: 466), so zeigt sich die Wirkmächtigkeit von Negativbildern nach wie vor u.a. in der gesellschaftlichen Beurteilung von (Langzeit-)Arbeitslosen und der bis heute vorgebrachten Unterstellung von „Arbeitsunwilligkeit“ (vgl. z.B. Kaufmann 2013; Zick et al. 2019). In politischen und medialen Debatten wurde und wird dabei oft die Annahme selbstverschuldeter Arbeitslosigkeit vermittelt. Dazu werden oft Negativklischees von Arbeitslosen (wie „Sozialschmarotzer“, „Drückeberger“ oder „Faulenzer“) herangezogen (vgl. Uske 1995a; Oschmiansky et al. 2003; Kaufmann 2013) und entsprechende Disziplinierungs- und Sanktionsmaßnahmen gefordert und eingeführt, was wiederum zu Stigmatisierungen und sozialer Ausschließung arbeitsloser Menschen führt (Ludwig-Mayerhofer 2021: 483).

Der vorliegende Beitrag geht den Fragen nach, wie Arbeitslose sich selbst unter den Bedingungen gegenwärtiger gesellschaftlicher Zuschreibungen positionieren, welche Erklärungen sie für ihre eigene Arbeitslosigkeit heranziehen und welche Funktionen diese Deutungen für die Betroffenen haben. Dazu orientieren wir uns an dem Konzept der Subjektivierungs- und Selbstpositionierungsweisen (vgl. Bosančić 2018),

1 Die „Hartz-Reformen“ hatten durchaus auch ent-individualisierende Wirkungen wie bspw. die sogenannten „Bedarfsgemeinschaften“ oder die Zusammenlegung von Sozial- und Arbeitslosenhilfe zu einem neuartigen Status des „Hartz-4-Empfängers“ (vgl. Sammet 2016: 24f.). Daher ist es wichtig, konzeptionell klar zu unterscheiden zwischen einer (partiellen) Individualisierung des Risikos Arbeitslosigkeit und einer individualisierenden Ursachenattribution bei Arbeitslosigkeit.

worunter ein „doppelseitiger Prozess“ verstanden wird: einerseits die in Diskursen erzeugten (und an die Subjekte herangetragenen) Deutungsmuster (von Arbeitslosigkeit und Arbeitslosen) sowie andererseits die Selbstpositionierungsweisen durch die Subjekte (ebd.: 151f.), hier von Arbeitslosen. Selbstpositionierung bezeichnet also den "Prozess der Auseinandersetzung mit den Fremd-Identifizierungen" und Identitätserwartungen (Bosančić 2016: 108).

Schließlich geht es auch darum zu untersuchen, ob die diskursiven Identitätsangebote von Arbeitslosen angeeignet werden oder sie eine andere Form des Umgangs damit finden. Dazu werden zunächst die diskursiv dominanten Deutungsmuster von „Arbeitslosen“ und in einem zweiten Schritt der aktuelle Forschungsstand zu „Sichtweisen“ von Arbeitslosen und ihren Umgang mit derartigen Stereotypisierungen dargestellt. Der Fokus unseres Beitrags liegt auf den Ergebnissen unserer Studie „Deutungsmuster von Arbeitslosigkeit“.²

2 Deutungsmuster von „Arbeitslosen“

Die gesellschaftliche Wahrnehmung von arbeitslosen Menschen ist in Deutschland vergleichsweise wenig gut erforscht. Eine Untersuchung der „Einstellungsforschung“ zeigt jedoch, dass die Zustimmung zu abwertenden Aussagen über langzeitarbeitslose Menschen in der Bevölkerung seit Mitte der 2000er Jahre auf einem hohen Niveau (50,3%) stagniert, während z.B. die Abwertung wohnungsloser Menschen deutlich abgenommen hat (Zick et al. 2019). Weitere (ältere) Studien zeigen zudem recht eindeutig, dass die Akzeptanz oder Unterstützung der Arbeitslosenversicherung deutlich niedriger ist als die der gesetzlichen Renten- und Krankenversicherung (Ullrich 2008; vgl. auch Nüchter et al. 2010). Die im Vergleich geringe „Popularität“ einer Absicherung von Arbeitslosigkeit geht u.a. auf die Arbeitslosen zugeschriebenen (bzw. an ihnen wahrgenommenen) negativen Eigenschaften zurück (vgl. Cook/Barrett 1992; Ullrich 2008). „Negative kategoriale Klassifikationen“ (vgl. Neckel/Sutterlüty 2008) von Arbeitslosen sind in Deutschland im politischen Diskurs – vor allem im Zusammenhang mit der Einführung der sogenannten Hartz-Reformen – immer wieder kolportiert worden (vgl. u.a. Grau/Thomsen 1987; Uske 2000; Oschmiansky 2003; Oschmiansky et al. 2003; Kaufmann 2013) und haben vermutlich – losgelöst von empirisch belastbarem Wissen über Handlungsstrategien Arbeitsloser – eine entsprechende (sozial)politische und gesellschaftliche Wirkung entfaltet. Insbesondere die Aussage des damaligen Bundeskanzlers Gerhard Schröder, dass es „kein Recht auf Faulheit“ gebe, eröffnete zu Beginn der 2000er Jahre einen (erneuten) Diskurs über die (defizitären) Charaktereigenschaften (langzeit-)arbeitsloser Menschen und Notwendigkeiten zur Responsibilisierung dieser Gruppe (vgl. Kaufmann 2013: 123ff.).

2 Das Projekt „Deutungsmuster von Arbeitslosigkeit“ wurde von 2019 bis 2022 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert (UL 186/16-1) und an der Universität Duisburg-Essen durchgeführt.

Das Zitat verdeutlicht außerdem, worauf Arbeitslosigkeit aus Sicht der politischen Entscheider*innen zurückzuführen sei, nämlich insbesondere auf deren „Arbeitsunwillen“ (ebd.: 124f.).³ Diese Zuschreibungen zeigen sich auch in den damals neuartigen Bezeichnungen als „Hartz-4-Empfänger“ oder (abwertender) „Hartzler“ für sogenannte Langzeitarbeitslose. Damit einher gingen etliche ihnen unterstellte Eigenschaften, die als Ursache für Arbeitslosigkeit plausibel erschienen, wie z.B. passiv, unflexibel und wählerisch zu sein (Uske 2000: 169; Gurr/Jungbauer-Gans 2017: 35). Auch in der Aktivierungslogik verbargen sich hinter dem Reformziel, die „Beschäftigungsfähigkeit“ arbeitsloser Menschen zu fördern, nicht etwa beschäftigungspolitische Anpassungen, sondern vor allem die Einflussnahme auf individuelle Eigenschaften, was gleichzeitig „strukturelle Anteile negiert“ (Kraus 2008: 14) und die Verantwortung für Arbeitslosigkeit überwiegend bei den Individuen verortete (Promberger et al. 2008: 70). Arbeitslose Menschen wurden damit zu eigenverantwortlichen Bemühungen um Teilhabe am Arbeitsmarkt aktiviert (vgl. Lessenich 2008: 89). Die „Hartz-Reformen“ waren also auf der Annahme von passiven Arbeitssubjekten begründet, die es zu (re-)aktivieren gilt (Bescherer et al. 2008: 19). Ein unbefristeter Bezug von Sozialleistungen wurde hingegen als eher passivierend eingestuft (Fehr/Vobruba 2011: 214).

Sogenannte politische Faulheitsdebatten gab es in Deutschland auch vor der Agenda 2010 und konnten bereits für Mitte der 1970er Jahre identifiziert werden (vgl. Oschmiansky et al. 2001).⁴ Danach folgten Debatten in den 1980er und 1990er Jahren, die alle in Zeiten besonders hoher oder ansteigender Arbeitslosenquoten und schwacher Konjunktur stattfanden (vgl. ebd.: 3).⁵ Die Konstruktion des normabweichenden „faulen Arbeitslosen“ dient so einerseits als politische Bewältigungsstrategie für den Umgang mit Beschäftigungskrisen, indem die Verantwortung für diese anderen Akteur*innen als der Politik zugeschrieben werden. Andererseits legitimieren diese Diskurse, *wie* Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik (um-)gestaltet wird (ebd.: 49). Dies lässt sich bspw. an den „Zumutbarkeitsregelungen“ aufzeigen, die während der Debatten über „faule Arbeitslose“ jeweils verschärft wurden (Oschmiansky 2003: 11ff.). Neben der diskursiv erzeugten Sozialfigur des „faulen Arbeitslosen“ lässt sich noch ein zweiter Typ im Diskurs

3 Es gab zwar immer wieder Versuche eines Gegendiskurses von Kritiker*innen der Agenda 2010, wie z.B. Gewerkschaften, diese konnten sich jedoch nicht dauerhaft durchsetzen (Kaufmann 2013: 134).

4 Darüber hinaus gibt es eine lange Diskurs-Tradition, die zwischen „würdigen“ und „unwürdigen“ Armen unterscheidet und bis in das 18 Jhd. nachvollzogen werden kann (vgl. Wieteschorke 2019; für die USA siehe Katz 1989).

5 Auch in der Debatte um die Einführung des Bürgergeldes bemühte die CSU als selbsternannter „Anwalt der Fleißigen“ (Markus Söder, Sitzung des Parteivorstands am 21.11.2022) mehr oder weniger explizit die Deutungsfigur der „faulen“ und „arbeitsunwilligen“ Arbeitslosen. Auch die aktuellen politischen Diskussionen, z.B. um die (Wieder-)Verschärfung der Sanktionen oder die Höhe des Bürgergeldes, spiegeln ein breit geteiltes Negativbild von Arbeitslosen wider.

identifizieren: „der rationale Arbeitslose“. Während den „faulen“ Arbeitslosen (vgl. Uske 1995a, 2000; Oschmiansky et al. 2001, 2003; Oschmiansky 2003; Kaufmann 2013) grundsätzlich fehlender „Arbeitswille“ unterstellt wird, liegt dem Typus des „rationalen Arbeitslosen“ (Zilian/Moser 1989; Lehnert 2009; vgl. auch Wogawa 2000; Butterwegge 2018: 95ff.) die Annahme zugrunde, dass Menschen vorsätzlich und freiwillig arbeitslos werden. Letzter verliere *aufgrund* der sozialen Absicherung seine Arbeitsmoral und werde erst dadurch „arbeitsunwillig“. Damit eng verknüpft ist die Kritik am „generösen“ Wohlfahrtsstaat sowie die Metapher der „sozialen Hängematte“, in der man sich genüsslich niederlassen könne (vgl. Butterwegge 2018: 93ff.). Im Vergleich zum ersten Typ wird den „rationalen Arbeitslosen“ zwar keine Faulheit unterstellt, jedoch eine Abkehr von der Arbeitsnorm und dem Leistungsprinzip, was letztlich der Allgemeinheit schade.

Die Wahrnehmung bzw. die Einstellungen zu Arbeitslosigkeit und Arbeitslosen in der Bevölkerung lässt eine enge Wechselbeziehung mit sozialpolitischen Diskursen vermuten und bildet dadurch eine Grundlage des Möglichkeitshorizonts beschäftigungspolitischen Handelns. Durch das so geschaffene sozialpolitische „Klima“ lassen sich Forderungen an Arbeitslose (wie z.B. Aktivität, Engagement, Flexibilität und Eigenverantwortung) eher legitimieren und Verschärfungen im Leistungsrecht leichter durchsetzen (Oschmiansky 2003: 16). Unterstellte „Arbeitsunwilligkeit“ und „Leistungsmissbrauch“ können dabei als „Eckpfeiler“ dieser Debatten angesehen werden (Hirsland/Ramos Lobato 2014: 186), die die aktivierende und responsabilisierende Beschäftigungspolitik vernünftiger erscheinen lassen.⁶ Derartige Deutungsmuster unterscheiden zwischen „guten“ (oder: „würdigen“) und „schlechten“ Arbeitslosen und ermöglichen mit dieser Identitätsschablone den angesprochenen Subjekten die Orientierung am „Guten“, während sie sich vom „Schlechten“ abwenden können. Die Individualisierung von Ursachen und die Unterstellung selbstverschuldeter Arbeitslosigkeit eröffnet den Betroffenen vermeintlich einen Ausweg aus dieser: Wer sich selbst in Arbeitslosigkeit hineinmanövriert habe, schaffe es mit genügend Disziplin, Flexibilität, Eigenverantwortung und Arbeitswillen auch eigenständig wieder heraus, und sei es nur in prekäre Beschäftigungsformen (vgl. Dörre 2014). Bröckling (2019) beschrieb diese neoliberale Subjektivierungsform als das „unternehmerische Selbst“, die auch beim Umgang mit Arbeitslosen wirkmächtig wurde. Bekannt ist hier die sogenannte „Ich-AG“, die im Rahmen der Agenda 2010 als eine Möglichkeit der Wiederbeschäftigung eingeführt wurde, obwohl die Aussicht auf Wohlstand eher gering ausfiel (ebd.).

6 Das Deutungsmuster „Arbeitsunwilligkeit“ (in all seinen Facetten, begrifflichen Variationen und methodologischen Fassungen) konnte bereits in vielen Studien für den politischen Diskurs (vgl. u.a. Grau/Thomsen 1987; Zilian/Moser 1989; Uske 1995a, 1995b; Wogawa 2000; Oschmiansky et al. 2003; Kaufmann 2013), aber auch auf der Ebene von Einstellungen (vgl. u.a. Brenke/Peter 1985; Moser 1993) nachgewiesen werden und scheint ein recht zeitstabiles Deutungsmuster von Arbeitslosigkeit bzw. Arbeitslosen zu sein.

Neben individualisierenden Ursachendiskursen über Arbeitslosigkeit und Arbeitslose, gab und gibt es auch Gegendiskurse, die die Ursachen von (Langzeit-)Arbeitslosigkeit vor allem auf strukturelle Aspekte zurückführen. Dazu zählt bspw. die Erklärung von Arbeitslosigkeit mit der „familialen Transmission wohlfahrtsstaatlicher Abhängigkeit“ (vgl. Schiek et al. 2019: 7ff.), die vor allem auf soziale Faktoren verweisen. Bereits mit Einführung der Hartz-Reformen formierte sich eine ganze Welle von Kritiken zu der nunmehr bekannten und oft genutzten „Aktivierungsformel“ vom „Fördern und Fordern“ sowie der darin inhärenten Eigen- bzw. Alleinverantwortung „arbeitsfähiger“ Subjekte für die Teilhabe am Arbeitsmarkt (Lesse-nich 2008: 87). Zuletzt entfachten gesellschaftspolitische Debatten bspw. über das bedingungslose Grundeinkommen, die Arbeitslosigkeit auf den eingeschränkten Handlungsspielraum von Langzeitarbeitslosen zurückführen und damit von einem grundsätzlichen Misstrauen gegenüber Arbeitslosen Abstand nehmen und für differenziertere Perspektiven werben (vgl. Franzmann 2010). Und schließlich finden sich auch Debatten „von unten“ als Versuch der Selbstermächtigung, die von Arbeitslosen und Fürsprecher*innen initiiert wurden. Als Beispiele dienen zum einen die „kollektive und organisierte Praxis, sich selbst und andere ‚prekär‘ zu nennen“ (Sutter 2013: 335) und zum anderen Aktivist*innen wie die „Glücklichen Arbeitslosen“, die insbesondere kritisieren, dass der arbeitslose Mensch nur als „Arbeiter ohne Arbeit“ angesehen und Ursachen für Arbeitslosigkeit wie bspw. „Arbeitsknappheit“ völlig außer Acht gelassen werden (vgl. Paoli 2002). Man kann jedoch davon ausgehen, dass derartige Debatten bisher kaum Einfluss auf gesellschaftliche Deutungen von Arbeitslosigkeit hatten (vgl. Spreen et al. 2024) auch wenn diese Deutungen dadurch vielfältiger geworden sind und auch „neue“ Identitätsangebote für Arbeitslose zulassen oder diese zumindest denkbar sind.

3 Bisherige Studien zu „Sichtweisen“ Arbeitsloser

Die oben dargestellten diskursiven (und tatsächlichen) Abwertungsprozesse machen es notwendig, dass sich Betroffene auf irgendeine Art und Weise zu den Zuschreibungen positionieren. Wie aber ist deren Umgang mit negativen Zuschreibungen? Ergebnisse liefern u.a. Gurr und Jungbauer-Gans (2017) in ihrer Studie zu Erfahrungen Betroffener mit dem Stigma Arbeitslosigkeit. Dabei beziehen sie sich auf Goffmans Stigma-Konzept und untersuchen den Umgang mit der Diskrepanz zwischen den antizipierten Attributen (insbesondere vermittelt durch Diskurse zu Arbeitslosigkeit), die der Person aufgrund des Status als Arbeitsloser zugeschrieben werden und der Merkmale, die sich die Person „selbst zuschreiben würde“ (ebd.: 32). Sie gehen davon aus, dass mit einer größeren Diskrepanz auch das „Bewusstsein der Beschädigung“ und der Unterlegenheit („Inferiorität“) steigt (ebd.). Das sogenannte Stigmabewusstsein, also die Wahrnehmung und Thematisierung als Abweichler*in, sei jedoch nicht zwangsläufig an unmittelbare Abwertungserfahrungen geknüpft, sondern kann sich auch unabhängig davon ausbilden, so die Autor*innen. Vielmehr spielt der Grad der Antizipation dafür eine

wesentliche Rolle, spricht das Wissen um die negativen Attribute, die mit dem Status Arbeitslosigkeit verbunden sind. Jedoch werden Langzeitarbeitslose in dieser Studie (theoretisch konsequent) vorab als „Opfer negativer Zuschreibungen“ (ebd.: 26) positioniert. Aus dem Fokus kann dabei geraten, dass auch Arbeitslose selbst an derartigen Abwertungsprozessen beteiligt sind oder stigmatisierende Deutungen reproduzieren (vgl. Moser 1993; Englert et al. 2012). Hirsland und Ramos Lobato (2014) konnten bspw. in ihrer Studie zum Einfluss von Diskurslogiken auf Arbeitslose zeigen, dass diese das Stereotyp des „faulen Arbeitslosen“ in ihre Selbstbeschreibungen überführen und damit „unwillentlich zu Ko-Konstrukteuren einer mit Exklusionsrisiken verbundenen sozialen Ungleichheitsordnung im aktivierenden Sozialstaat werden“ (ebd.: 181). Die Analysen zeigen, dass aktivierungspolitische Stereotype durchaus thematisiert werden und auch in der Selbstdeutung eine Rolle spielen (ebd.: 188f.), indem sich die Interviewten vehement von den „schlechten“ Hilfeempfänger distanzieren (ebd.: 192ff.). Eine weitere rekonstruierte Handlungsstrategie ist die der Akzeptanz von Unterlegenheit und der eigenen Machtlosigkeit in diesem System (Hirsland/Ramos Lobato 2014: 196).

Eine Engführung, die aus unserer Sicht beide Studien aufweisen, ist, dass das Deutungsmuster der „faulen“ Arbeitslosen implizit als explanatorischer Hegemon für Arbeitslosigkeit behandelt und das „Stigma Arbeitslosigkeit“ weitestgehend vorausgesetzt wird. Damit wird den Subjekten jedoch die Möglichkeit zur (alternativen) Selbstpositionierung und -deutung vorenthalten. Denn Arbeitslose sind nicht lediglich „Opfer“ von Zuschreibungen, sondern können ihre je eigenen Umgangsweisen mit diesen ausbilden (vgl. z.B. Sammet 2016; Weißmann 2016; Eckert 2018). Alternative Deutungsmuster von Arbeitslosigkeit, die eine andere Form der Selbstpositionierung als Arbeitslose „erfordern“, werden durch eine derartige Fokussierung möglicherweise vernachlässigt oder übersehen.

Neben dem Umgang mit gesellschaftlichen Zuschreibungen stellt sich auch die Frage nach dem Umgang mit der eigenen Arbeitslosigkeit bzw. der Bewertung und Deutung eigener Arbeitslosigkeit bspw. dahingehend, welche Ursachen die Betroffenen für die Erklärung ihrer Arbeitslosigkeit heranziehen. Eine Studie zum Umgang mit eigener Arbeitslosigkeit ist die von Kronauer et al. (1993). Die Autoren haben drei Erfahrungs- und Handlungstypen unter den interviewten Arbeitslosen rekonstruiert und dabei u.a. die Aspekte Arbeitsmarktchancen und -verhalten sowie die soziale Identität berücksichtigt (ebd.: 89). Die Typen unterscheiden sich jeweils in der Frage nach der „Integrierbarkeit“ der Arbeitslosigkeit in die Erwerbsbiografie, was im Äußersten zur Wahrnehmung von Arbeitslosigkeit als „lebensbestimmende soziale Realität“ führt (ebd.: 90ff.). In einer Studie von Dörre et al. (2013) zu subjektiven Erwerbsorientierungen Erwerbsloser ist diese „Sichtweise“ in ähnlicher Form in der Selbstpositionierung als „Nicht-Arbeiterinnen“ rekonstruiert worden. Demnach konnten Angehörige dieses Typs aus eigener Sicht die Erwerbsnorm nicht ausbilden, weil sie „da so reingewachsen“ seien (ebd.: 182ff.). Kritisch zur Aktivierungspolitik, die Eigenverantwortung von Arbeitslosen verlangt, während sie

zugleich verhaltenssteuernd wirkt, beschreibt Marquardsen (2011) unterschiedliche „Bewältigungsstrategien“, mit denen Arbeitslose innerhalb sozialer Netzwerke individuelle oder kollektive Autonomie zu sichern versuchen (ähnlich auch Knabe et al. 2018).

Die hier zitierten Studien setzen in der Mehrheit eine „Betroffenheit“ der Arbeitslosen durch negative Zuschreibungen voraus. Davon ausgehend untersuchen sie einerseits den Umgang damit und die Sichtweisen von Arbeitslosen auf gesellschaftliche Stigmatisierungen. Andererseits fokussieren die genannten Studien auf Umgangsweisen mit der eigenen Arbeitslosigkeit wie z.B. Erwerbsorientierungen, Arbeitsmarktverhalten oder "Weltsichten" (Sammet 2016). Die vorliegende Studie liefert einen wichtigen Beitrag zur bestehenden Arbeitslosigkeitsforschung und zeigt hier einen verknüpfenden Ansatz, der sowohl die Deutungsmuster von Arbeitslosigkeit, den Umgang mit diesen auf Subjektebene und die je eigenen Selbstpositionierungen von Arbeitslosen gemeinsam untersucht. Dies ermöglicht Erkenntnisse über die Wechselwirkung zwischen gesellschaftlichen Deutungen von Arbeitslosigkeit und deren Übernahme oder Ablehnung in den Prozessen der Selbstdeutung.

4 Theoretische Annahmen und methodisches Vorgehen

Die hier vorgestellten Forschungsergebnisse basieren auf einer wissenssoziologischen Deutungsmusteranalyse (vgl. Lüders/Meuser 1997; Plaß/Schetsche 2001; Ullrich 2020). Das zentrale Ziel der Studie war die Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster zum Themenkomplex Arbeitslosigkeit und Arbeitslose. Soziale Deutungsmuster werden sowohl durch den öffentlichen Diskurs als auch durch die „Erfahrungsnähe“ zu den jeweiligen „Bezugsproblemen“ geprägt. Sie setzen also voraus, dass es ein lebensweltliches Phänomen gibt, das deutungsbedürftig und in diesem Sinne „problematisch“ ist (vgl. Hoffmann 2019; Ullrich 2020). Deutungsmuster von Arbeitslosigkeit und Arbeitslosen sind daher, dieser theoretischen Annahme folgend, ein Ergebnis (1) des in einer Gesellschaft Denk- und Sagbaren zu diesem Themenkomplex und (2) der individuell-biografischen Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit bzw. der Validierung und Aktualisierung von Denk- und Handlungsmustern in alltäglichen Interaktionen. Wie sich im Projekt gezeigt hat, beziehen sich gerade solche Befragte, deren eigene Lebenspraxis keine unmittelbaren Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit enthält auf entsprechende gesellschaftliche Diskurse (Spreen et al. 2024; vgl. dazu auch Keller 2014), so dass wir davon ausgehen können, dass sich Deutungsmuster von Arbeitslosen stärker (aber nicht nur) aus ihren (berufsbiografischen) Erfahrungen speisen. Mit Bosančić (2016: 109ff.) gehen wir weiter davon aus, dass soziale Deutungsmuster und darin enthaltene Identitätsangebote einen entscheidenden Einfluss auf Selbstdeutungen bzw. Selbstpositionierungen haben. Neben der Rekonstruktion umfassender Deutungsmuster zu Arbeitslosigkeit wurde daher auch untersucht, ob und welche Deutungsmuster bei unterschiedlichen Statusgruppen dominieren und welchen Einfluss sie auf die Selbstpositionierung von

Arbeitslosen haben bzw. wie sich der Einfluss in den Selbsterzählungen materialisiert.

Zu diesem Zweck wurden im Zeitraum 2019 – 2020 insgesamt 41 Diskursive Interviews (vgl. Ullrich 2020) durchgeführt.⁷ Das Sampling folgte sowohl einer sukzessiven Vorgehensweise in Anlehnung an das sogenannte „theoretical sampling“ (Glaser/Strauss 1967), als auch dem Vorgehen des „selective samplings“ (Schatzman/Strauss 1973). Für das selektive Sampling wurden anhand theoretischer und empirischer Vorannahmen Kriterien herangezogen, die einen Einfluss auf Deutungsmuster von Arbeitslosigkeit haben können, wie z.B. der Erwerbsstatus und soziodemografische Merkmale. Für die Rekrutierung der Interviewpartner*innen wurden die Einwohnermeldedaten mehrerer, in Bezug auf Größe und Arbeitslosenquoten heterogener, westdeutscher Kommunen genutzt. Die zufällig ausgewählten Personen erhielten einen Kurzfragebogen, um Informationen zu gewinnen, anhand derer die Interviewpartner*innen schließlich ausgewählt wurden. Inhalte der Interviews waren sowohl berufsbiografische Aspekte als auch Fragen nach den angenommenen Ursachen von Arbeitslosigkeit, die Wahrnehmung und Beurteilung von Arbeitslosen sowie nach Vorschlägen zum politischen Umgang mit Arbeitslosen. Hierfür wurden die spezifischen Fragetechniken des Diskursiven Interviews, wie z.B. die Aufforderung zu Stellungnahmen, Konklusionen oder auch Konfrontationstechniken (vgl. Ullrich 2020: 84ff.) eingesetzt, die das Ziel haben, Handlungsbegründungen (Derivationen) zu evozieren, um die darin enthaltenen Deutungsmuster aufzudecken. Darüber hinaus ist das Diskursive Interview eine geeignete Methode, um Prozesse der Auseinandersetzung zu betrachten, in denen sich die Befragten gegenüber den von den Interviewenden eingebrachten Identitätsschablonen positionieren (müssen).

Das Datenmaterial wurde zunächst thematisch indiziert (Kelle/Kluge 2010: 56ff.) und im Anschluss inhaltlich zentrale Passagen einer line-by-line Analyse (Strauss/Corbin 1990) unterzogen, um grundlegende Begründungsmuster freizulegen. Der entscheidende Schritt bestand in der wiederholten kontrastierenden Analyse der Interviewpassagen, die dann sukzessive zunächst zu Derivationen und durch weitere und zunehmend stärker abstrahierende Kontrastierungen zu einer Deutungsmustertypologie verdichtet wurden (Ullrich 2020: 146ff.). Die von uns rekonstruierten Typen der Deutungsmuster von Arbeitslosigkeit bewegen sich dabei auf einem Spektrum zwischen strukturellen, fatalisierenden und individualisierenden Deutungen zu Ursachen von Arbeitslosigkeit. Als dominant erwies sich dabei die Deutung, dass Arbeitslose und ihre Eigenschaften und Merkmale selbst Ursache von Arbeitslosigkeit sind (1). Daneben konnten wir auch Deutungsmuster rekonstruieren, die das Wirtschaftssystem als Ursache von Arbeitslosigkeit ausmachten (2) oder den Entscheidungstragenden der Arbeitswelt selbst (3). Unter einem vierten Deutungs-

7 Für weitere Informationen zur Vorgehensweise und Sample siehe Spreen et al. (2024).

mustertyp wurden von uns "schicksalhafte Ereignisse" als Ursachen von Arbeitslosigkeit rekonstruiert (4) (vgl. Spreen et al. 2024).

Dieser Beitrag befasst sich mit der spezifischen Frage, inwiefern die von uns rekonstruierten Deutungsmuster der Ursachen von Arbeitslosigkeit mit eigenen Arbeitslosigkeitserfahrungen korrespondieren und welche Deutungen zur Selbstpositionierung und zur Bewertung von Arbeitslosigkeit herangezogen werden. Es ging uns nicht darum nachzuvollziehen, inwiefern Arbeitslose unter den (stigmatisierenden) Deutungsmustern „leiden“, sondern wie sie sich selbst und ihre Situation unter den Bedingungen gegenwärtiger gesellschaftlicher Zuschreibungen deuten und positionieren. Von besonderem Interesse für die Analyse waren daher vor allem Textpassagen, in denen die „Sichtweisen“ der interviewten Arbeitslosen auf sich selbst und andere Arbeitslose zum Ausdruck kommen sowie Textstellen, die Rechtfertigungen und Normalitätsvorstellungen enthalten. Datengrundlage der auf diese Teilfragen ausgerichteten Untersuchung bildeten dabei Interviews mit Befragten, die zum Zeitpunkt der Durchführung der Interviews arbeitslos waren (insg. 11). Unsere allgemeine Fragestellung lässt sich in drei Teilfragen konkretisieren, die wir im Folgenden untersuchen:

- Welche (unterschiedlichen) Funktionen haben die Deutungsmuster von Arbeitslosigkeit in der Selbstpositionierung?
- Welche Formen symbolischer Grenzziehungen und kollektiver Identifikationen werden deutlich?
- Wie bewerten die Befragten andere Arbeitslose?

5 Empirisch begründete Typen der Selbstpositionierung

Für die Typenbildung zur Selbstpositionierung erwiesen sich insbesondere zwei Aspekte empirisch bedeutungsvoll: Zum einen die (1) empfundene *Zugehörigkeit* im Hinblick auf die soziale Kategorie „Arbeitslose“ und zum anderen die (2) *Bewertung* von „Arbeitslosen“. Bei der ersten Dimension kann theoretisch zwischen Distinktion und Affiliation unterschieden werden. Als *Distinktion* lassen sich Deutungen und Selbstwahrnehmungen verstehen, in denen sich die Befragten sehr deutlich von typisierten Arbeitslosen bzw. eines im öffentlichen Diskurs als dominant wahrgenommenen Arbeitslosentyps distanzieren oder etwas abgeschwächt verdeutlichen, dass keine Gemeinsamkeiten mit diesem Typ bestehen. Als *Affiliation* hingegen werden Aussagen verstanden, in denen sich die Befragten als zugehörig zu der (bzw. einer bestimmten) Gruppe Arbeitsloser positionieren und sich bzw. die Gruppe als Kollektiv im Sinne einer Schicksalsgemeinschaft wahrnehmen.

Bei der normativen Bewertung von (anderen) Arbeitslosen zeigte sich ein Spektrum von Akkusation bis Exkulpation. Mit *Akkusation* ist hier gemeint, dass Arbeitslosen selbst die Verantwortung für ihre Lage unterstellt wird, sprich diese in gewisser Weise „angeklagt“ und zu Schuldigen gemacht werden. Eine radikale Form

ist neben der Schuldzuweisung auch eine Abwertung dieser Personengruppe. Als *Exkulpation* hingegen verstehen wir Positionen, die eine (reine) Selbstverschuldung von Arbeitslosigkeit ablehnen und Arbeitslosigkeit vor allem strukturellen oder fatalisierenden Ursachen zuschreiben. Unsere Analyse zeigt deutlich, dass die zwei skizzierten Dimensionen in einem erkennbar engen Wechselverhältnis zueinander stehen, da die Bewertung bzw. Abwertung anderer Personengruppen auch mit der Frage einhergeht, wie sich Individuen selbst zu diesen positionieren⁸ und welche Deutungsmuster von Arbeitslosigkeit dabei sichtbar werden. In unserer Untersuchung konnten so drei Selbstpositionierungstypen⁹ (1) Distinktion und Akkusation, (2) Distinktion und Exkulpation und (3) Affiliation und Exkulpation rekonstruiert werden. Zunächst werden diese Typen im Einzelnen kurz skizziert und im Anschluss anhand eines dazugehörigen, besonders charakteristischen Falles¹⁰ illustriert. Bei der Zuordnung der Einzelfälle zu den Typen handelt es sich immer nur um Annäherungen. Damit gibt es empirisch keine „reinen“ Typen.

5.1 Selbstpositionierungstyp 1: Distinktion und Akkusation

Charakteristisch für den ersten Typ ist seine **radikale Distinktion** zu anderen vermeintlich „faulen“ und „arbeitsunwilligen“ Arbeitslosen, während die eigenen Anstrengungen zur Arbeitsaufnahme besonders hervorgehoben werden. Diese Distinktion wird ergänzt durch die Unterstellung falscher Werte sowie die generelle Abwertung von Arbeitslosen. Bei der Frage nach Ursachen von Arbeitslosigkeit zeigen sich bei diesem Typ insbesondere **individualisierende Deutungsmuster**, die Arbeitslosigkeit vor allem durch das (Fehl-)Verhalten und Einstellungen von Arbeitslosen erklären. Zur Begründung der *eigenen* Arbeitslosigkeit kommen dagegen fatalisierende Deutungsmuster zum Einsatz, die jedoch keine vertiefende Rolle spielen, denn fokussiert wird insbesondere der Weg aus der Arbeitslosigkeit. Der Zustand der Arbeitslosigkeit wird als existenzielle „Qual“ für diesen „arbeitswilligen“ Typ dargestellt, wohingegen andere diese Situation vermeintlich besser aushalten können. Während die antizipierte Beendigung der eigenen Arbeitslosigkeit dem persönlichen Engagement zugeschrieben wird, erfolgt gleichzeitig eine **Akkusation von Langzeitarbeitslosen**, da angenommen wird, dass diese nicht das erforderliche Engagement bzw. den Willen aufbringen, um ihre Situation zu verändern (Grundannahme: Wer arbeiten will, findet Arbeit), was als Bedrohung der gesellschaftlichen Ordnung aufgefasst wird. Bei diesem Typus findet eine Distinktion *nach unten* statt, die „Arbeitslose“ kategorisch als unmoralisch markiert und damit

8 Ähnliches beobachtete Katz (1989: 236ff.) für Arme und betont, dass es in diesem Zusammenhang wichtig ist, *wie* über Arme gesprochen oder gedacht wird: als „die“ („them“) oder als „wir“ („us“). Wenn von „them“ die Rede ist, dann resultiert deren Armut vor allem aus einem „defect in personality, behavior, or human capital“ (ebd.: 236).

9 Der Typus „Affiliation und Akkusation“ taucht in unserem Sample empirisch nicht auf erscheint uns jedoch auch unwahrscheinlich.

10 Bei den Namen der Befragten handelt es sich um Pseudonyme.

gleichzeitig die eigene Person moralisch überlegen erscheinen lässt. Das Bild des „Sozialschmarotzers“ und „faulen“ Arbeitslosen wird damit mehr oder weniger explizit reproduziert. In der Selbstpositionierung ist im Vergleich zu den anderen Typen die stärkste Orientierung am „würdigen“ Arbeitslosen festzustellen. Es ist anzunehmen, dass hier – neben der Angst zur Gruppe der „faulen“ Arbeitslosen zugeordnet zu werden – die Erwerbsarbeitsnorm besonders wirkmächtig ist. Dazu gesellt sich eine Haltung, die Sozialleistungen als „Almosen“ und nicht als gesetzlich garantiertes Recht auffasst.

Fallbeispiel Typ 1: „Frau Petrova“

Als Beispiel für den Typ 1 kann Frau Petrova herangezogen werden. Frau Petrova ist 47 Jahre alt und im Jugendalter aus der ehem. Sowjetunion nach Deutschland migriert. Sie ist gelernte Krankenpflegehelferin und zum Zeitpunkt des Interviews seit ca. drei Monaten arbeitslos. Auch ihr Mann ist aus gesundheitlichen Gründen arbeitslos und macht derzeit eine Umschulung. Sie haben zwei Kinder, die laut Einschätzung von Frau Petrova sehr unter der Arbeitslosigkeit der Eltern zu leiden haben. Zuletzt war sie in der Altenpflege beschäftigt. Sie betont mehrfach, dass sie seit ihrem 17. Lebensjahr „immer gearbeitet“ habe und die Beschäftigungszeit nur durch ihre „Erziehungsurlaube“ und zwei (kurze) Zeiten der Arbeitslosigkeit unterbrochen wurde. Bereits zu Beginn des Interviews macht sie damit deutlich, dass sie großen Wert auf ihre Erwerbstätigkeit legt. Ihre eigene Arbeitslosigkeit erklärt sie durch die wiederholte Erkrankung ihres Rückens, welche bereits zuvor einmal zur Arbeitslosigkeit geführt habe sowie die darauffolgenden Kündigungen durch die jeweiligen Arbeitgebenden.

Auf die Frage, wie sie ihre eigene Arbeitslosigkeit erlebt, berichtet sie von ihrem schnell einsetzenden Drang, wieder arbeiten gehen zu müssen und der psychischen Belastungen, die mit länger andauernder Arbeitslosigkeit einhergehen:

Frau Petrova: Ja dann muss ich wieder arbeiten gehen. (I: Sonst?) Sonst dreh ich durch (lacht) Also, bei der ersten Arbeitslosigkeit damals ne, hatte ich mich einerseits gefreut, dass ich jetzt paar Monate wirklich Auszeit nehmen kann. Und nach paar Monaten, ich sag ja, da haben dann auch Depressionen angefangen. Das ging gar nicht. (I: hmhm) Da habe ich nur gesagt äh, arbeitslos oder Jobcenter-Empfänger zu sein, muss man auch können. Das kann auch nicht jeder. (lacht)

I: Sie meinen also manche können das?

Frau Petrova: Also einfach Zuhause rumsitzen, vom Staat abhängig zu sein (I: hm) also das muss man auch wirklich können.

I: Hmhm, was unterscheidet sie dann von anderen, die das können?

Frau Petrova: Also ich fühle mich jetzt im Moment zum Beispiel, auch wenn es jetzt nur kurze Zeit ist ne, dass ich von jemandem ständig abhängig bin ne und äh! Also rein innerlich, ne ist das. Jedes Mal, wenn ich zum Amt muss, da kann ich nicht

schlafen. Das quält mich dann. Ne weil, man sitzt quasi da und bittet so ungefähr ne. Also für mich ist es ganz schlimm.

In diesem Zitat nimmt sie eine Differenzierung vor zwischen sich, die unter der Situation der Arbeitslosigkeit leide, und anderen, die die Fähigkeit besitzen, mit dieser Situation und der „Abhängigkeit“ vom Staat zurechtzukommen. Daran wird deutlich, wie auch an anderen Stellen des Interviews, dass sie es nicht für vertretbar hält, sozialstaatliche Leistungen ohne produktive Gegenleistungen zu erhalten. Sie positioniert sich selbst als würdige Arbeitslose, die die Erwerbsarbeitsnorm verinnerlicht habe und die „Abhängigkeit“ vom Staat nicht nur „ganz schlimm“ finde, sondern ein schlechtes Gewissen bekomme und schließlich dadurch potenziell erkrankt („Depressionen“). An anderer Stelle macht sie deutlich, dass sie sogar bereit sei, krank arbeiten zu gehen. Denn sie selbst finde es sehr unangenehm beim Staat zu „betteln“, wie sie in der nächsten Sequenz betont. Dies verdeutlicht ihre Haltung, Sozialleistungen als Almosen zu verstehen, auf das es kein Recht ohne Gegenleistungen – wie z.B. die aktive Bemühung um irgendeine Form von Arbeit – gebe. Gleichzeitig nutzt sie damit die Gelegenheit, sich von anderen (unmoralischen) Arbeitslosen – offenbar häufig mit Migrationsgeschichte – abzugrenzen, die sich in dieser Situation vermeintlich „wohl fühlen“:

„Man kriegt halt Geld für gar nichts. Das ist für mich so wie betteln. Also das ist vielleicht doofe Einstellung aber das ist meine Einstellung. Ich kenne zwar ganz viele die über 20 Jahre in Deutschland sind und 20 Jahre auch nie gearbeitet haben. Und fühlen sich dabei ganz wohl (I: hmhm) aber (.) für mich ist es nichts.“

Sie geht weiter davon aus, dass sie jederzeit („zu 100 Prozent“) wieder Arbeit finde, sobald sie wieder gesund sei, da sie sich selbst als wenig wählerisch und flexibel beschreibt. Ein Grund für ihre Haltung sei der Leidensdruck, den sie und ihre Kinder verspüren und der dazu beitrage, dass sie „jeden Job machen“ würde. Diese Annahme setzt voraus, dass es genügend Arbeitsmöglichkeiten auf dem Markt gibt, wie sie folgend auch explizit formuliert. Allein die Einstellung zur Arbeit und zum Leistungssystem sei entscheidend dafür, ob man länger arbeitslos bleibt, was als Akkusation interpretiert werden kann, da sie die Ursache für den längeren Verbleib in Arbeitslosigkeit damit den Einzelnen zuschreibt.

„Also ich denke, das hängt ab von der Einstellung vom Mensch. Also Jobs gibt es genug. Arbeit gibt es genug. Kommt immer darauf an, was man sich unter Arbeit vorstellt. Ich würde jeden Job machen, den ich körperlich schaffen kann, um einfach diese Unabhängigkeit zu erreichen. (I: hmhm) Und deswegen, wie gesagt, mir ist es egal ob ich jetzt putze, koche, aufräume oder pflege. (I: hmhm) Hauptsache ich verdiene mein Geld und hab genug und auch die Kinder leiden nicht unter meiner Arbeitslosigkeit.“

Auf Nachfrage konkretisiert sie die persönliche Haltung zur Erwerbsarbeit, die aus ihrer Sicht dafür verantwortlich sei, ob jemand über längere Zeit arbeitslos bleibt.

Diese sei insbesondere durch Inflexibilität und durch die vermeintlich zu hohen Ansprüche in der Berufswahl und falschen Vorstellungen beim Verdienst geprägt:

„Ansonsten, wenn man die Jobbörse aufmacht, da sind so viele Berufe, da sind so viele freie Stellen. Egal in welchen Richtungen. Und man müsste sich dann eventuell auch ausprobieren. [...] Ne das/ deswegen sag ich ja ne, das ist immer, je nachdem was man sich unter Arbeit vorstellt. Also ich bin mir für keine Arbeit zu schade.“

Auf die Frage nach Ursachen von Arbeitslosigkeit positioniert sich Frau Petrova als Zugehörige einer großen Gruppe („sehr viele“) von Arbeitslosen, die aufgrund von Krankheit und damit nicht selbstverschuldet arbeitslos geworden seien. Hier zeigt sich ein fatalisierendes Deutungsmuster unvorhersehbarer (Lebens-)Ereignisse als Ursache von Arbeitslosigkeit. Sie nimmt sogleich eine Distanzierung zu einer vermeintlich weitaus größeren Gruppe von Arbeitslosen („sehr sehr sehr viele“) vor, nämlich solchen, die nicht arbeiten wollen, eine falsche Einstellung zur Erwerbsarbeit haben und letztlich auf Kosten anderer leben. Dabei verweist sie auf eigene Erfahrungen in ihrem Bekannten- und Verwandtenkreis:

„Also ich sag, sehr viele sind natürlich arbeitslos geworden, genauso wie ich, durch den Krankheitsfall. Sind aber auch sehr sehr sehr viele, die einfach sagen, wieso soll ich? [...] Hier in Deutschland ist das System ein bisschen ne ein bisschen falsch aufgebaut. (I: okay) Weil man müsste schon bisschen sagen, also ein bisschen Druck machen. Bei gesunden jungen Menschen ne, müsste man schon ein bisschen mehr Druck machen. (I: hmhm) um Arbeitslosigkeit kleiner zu machen. [...] Weil, wie gesagt, also ich kenn selber ganz ganz viele Leute, auch von meiner Bekanntschaft und Verwandten, die einfach nicht arbeiten möchten.“

Anhaltende Arbeitslosigkeit werde aus ihrer Sicht erst durch das „System“ ermöglicht, dem sie grundsätzlich positiv gegenübersteht. Jedoch differenziert sie zwischen Arbeitslosen, die arbeiten *wollen* und anderen, die es *nicht wollen*. Arbeitslosen, die das System ausnutzen, unterstellt sie unmoralisches Handeln, was insbesondere bei „jungen, gesunden Menschen“ nicht hinnehmbar sei. Daneben gebe es aus ihrer Sicht etliche legitime Gründe u.a. Krankheit und Mutterschaft, für die das System sozialer Sicherung sinnvoll sei. Trotz dieser Relativierung (Anreizstruktur) schreibt sie (anderen) Arbeitslosen recht deutlich eine Schuld zu. Eine Lösung für den Abbau von Arbeitslosigkeit sei aus ihrer Sicht das Erzwingen von Verhaltensänderungen bei Arbeitslosen durch Sanktionen und „Druck“. Direkt mit dem Deutungsmuster des „faulen Arbeitslosen“ konfrontiert, stimmt sie diesem Bild zu und distanziert sich an unterschiedlichen Stellen der folgenden Sequenz deutlich gegenüber dieser Gruppe. Ein gewisses Verständnis wird gezeigt, indem sie auf die Sozialgesetze verweist, die dieses Verhalten erst ermöglichen; jedoch sei aus ihrer Sicht letztlich die unmoralische Einstellung dieser Menschen mitverantwortlich für ihre Situation:

I: Sie glauben, die meisten Leute sind/ sagen wir mal faul. Die wollen nicht arbeiten.

Frau Petrova: Sehr viele. (I: hmhm) Ich kenne selber davon sehr sehr viele. (I: hm) [...] So und wenn man sich HINSETZT und wirklich ausrechnet, hat man ja nicht viel mehr, als DIE haben. (I: hmhm) Und kein Wunder, dass viele dann einfach Zuhause sitzen bleiben.

I: Hmhm, also Sie können es auch verstehen?

Frau Petrova: Einerseits kann ich das auch verstehen. Da sind die Gesetze schuld. (I: hmhm) Also wäre ich vielleicht bisschen anderer Mensch ne, der auch wirklich in Ruhe sitzen kann, hätte ich vielleicht auch gesagt, wisst ihr was, wofür gehe ich arbeiten?

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass es aus Sicht von Frau Petrova jedem passieren könne, *unverschuldet arbeitslos zu werden*. Ob man freiwillig arbeitslos ist oder für längere Zeit *bleibt*, sei der individuellen Haltung zur Erwerbsarbeit und zum Leistungssystem zuzuschreiben. Sie ist überzeugt, dass jeder für den eigenen Unterhalt selbst verantwortlich sei und verurteilt es, Sozialleistungen ohne produktive Gegenleistung zu erhalten. Nur in legitimen Ausnahmen (z. B. aufgrund von anderer Verpflichtung wie Reproduktionsarbeit oder körperlichen Einschränkungen, wie „alte Menschen“ oder „Kranke“) sollten Leistungen ausgezahlt werden. Vor allem „jüngere“ und „gesunde“ Menschen sollten stärker zur Arbeit gezwungen werden, denn sie gehe davon aus, dass diese einfach „nicht arbeiten wollen“ bzw. den Sozialstaat ausnutzen (Akkusation). Diese Gruppe von Arbeitslosen wird damit abgewertet, weil sie für ihre Existenzsicherung keine Gegenleistung erbringen und sie grenzt sich vehement gegen diese Gruppe von Arbeitslosen ab, indem sie ihren Willen zur Annahme jeglicher Arbeit hervorhebt (Distinktion).

5.2 Selbstpositionierungstyp 2: Distinktion und Exkulpation

Bei diesem Selbstpositionierungstyp wird eine partielle **Abgrenzung** der eigenen Person und Berufsbiografie zu anderen Arbeitslosen vorgenommen, ohne dabei Arbeitslosen grundsätzlich Selbstverschuldung für ihre Situation zu unterstellen oder diese gar abzuwerten. Vielmehr werden verschiedene Ursachen von Arbeitslosigkeit, die überwiegend **außerhalb der Eigenverantwortung der Arbeitslosen** liegen, versucht nachzuvollziehen. Die eigene Arbeitslosigkeit wird demgegenüber als individueller Einzelfall abgehoben und damit den Status als Arbeitslose*r legitimiert. Die Betonung des Spezifischen im eigenen Fall zeigte sich empirisch in unterschiedlicher Weise¹¹ und konnte als **distinkte Positionierung** gegenüber anderen Arbeitslosen rekonstruiert werden. Es findet also eine Abgrenzung *nach außen* statt, ohne dass eine Abwertung der „anderen“ Arbeitslosen vorgenommen

¹¹ Empirisch wurden unterschiedliche „Besonderheiten“ im eigenen Fall aufgezeigt. Diese waren z.B. die Betonung des sinnvollen Beschäftigtseins außerhalb der Erwerbsarbeit. Diese Tätigkeiten konnten wiederum in „traditionelle“ (z.B. Hausfrau / Hausmann; geringfügige Beschäftigung) und „moderne“ (z.B. bürgerschaftliches Engagement) unterschieden werden. Des Weiteren wurden (noch zu lösende) Diskrepanzen zwischen Ausbildung und Berufswunsch betont.

wird. Typischerweise werden zur allgemeinen Erklärung von Arbeitslosigkeit verschiedene Deutungsmuster (fatalisierende, strukturelle und seltener: individualisierende) herangezogen. Auch in Bezug auf die eigene Arbeitslosigkeit positioniert sich dieser Typ tendenziell als handlungsohnmächtig sowie als „Opfer“ des Wirtschaftssystems, des Wandels der Arbeitswelt oder des Schicksals. Wichtiger als die Darstellung des eigenen Engagements zur (Wieder-)Aufnahme einer Erwerbsarbeit ist diesem Typ die Hervorhebung der „Besonderheit“ im eigenen Fall. Der Selbstpositionierungstyp grenzt sich also vor allem von denjenigen Arbeitslosen ab, die im Gegensatz zu diesem Typ keine legitime alternative Lebensführung aufweisen können, ohne sie jedoch dafür abzuwerten.

Fallbeispiel Typ 2: „Herr Brockschmidt“

Herr Brockschmidt ist 52 Jahre alt und seit 16 Jahren (mit einigen Unterbrechungen) arbeitslos. Seine Erwerbsbiografie ist von Unstetigkeit geprägt. Er hat zunächst eine Ausbildung zum Betriebsschlosser gemacht, war LKW-Fahrer und danach in verschiedenen Arbeitsfeldern tätig. Zur Zeit des Interviews übernimmt er kleinere Hausmeistertätigkeiten, ist allerdings gesundheitlich nur eingeschränkt arbeitsfähig und erhält deshalb ALG II. Die Ursachen seiner Arbeitslosigkeit hängen dabei einerseits mit der eigenen Unzufriedenheit mit den jeweiligen Arbeitsverhältnissen oder mit Krisen in seinem Privatleben zusammen (z.B. Trennung von seiner Partnerin). Seine letzte, nunmehr 16 Jahre anhaltende Arbeitslosigkeit begründet er mit seinem Gesundheitszustand. Unabhängig von staatlichen Zuschreibungen wird das Thema der Arbeitslosigkeit auch eher daran aufgezogen, ob er oder andere in irgendeiner Weise sinnvoll beschäftigt sind, auch wenn sie Sozialleistungen beziehen.

Herr Brockschmidt behandelt den Begriff der Arbeitslosigkeit differenziert. So fasst er die Tätigkeit als Hausfrau respektive Hausmann auch als „Vollzeitstelle“ auf. Die offizielle Meldung zur Arbeitslosigkeit reicht für ihn als Definitionskriterium nicht aus. Tätig zu sein, eine Tagesstruktur zu haben, sich zu beschäftigen bzw. selbstständig nach Beschäftigungen zu suchen sind innerhalb seines Relevanzsystems zentral.¹² Die Aufrechterhaltung der eigenen Tagesstruktur prägt auch Herrn Brockschmidts Verhältnis zu anderen Arbeitslosen. In diesem Zitat wird seine Orientierung am Tätigsein deutlich, indem er die Arbeitslosen an sich zwar nicht abwertet, jedoch das „Nichtstun“ innerhalb dieser Gruppe:

12 Hier zeigen sich Parallelen zur „busy ethic“ (Ekerdt 1986) im Ruhestand. Es handelt sich dabei um das Bemühen nach Anerkennung jenseits des Systems Arbeit. Die „Norm des Beschäftigtseins“ kann als Weiterführung der Erwerbsarbeitsnorm verstanden werden, da hier ebenfalls die Werte „Aktivität“ und „Produktivität“ zentral sind, um den Bezug von Einkommen im Ruhestand oder in unserem Fall in der Arbeitslosigkeit zu rechtfertigen.

*I: Und das muss sein? [Tagesstruktur; Anm. der Autor*innen]*

Herr Brockschmidt: Das muss sein, weil Tagesstruktur ist wichtig. Nur zu Hause sitzen ist doof, weil da fällt einem die Decke auf den Kopf. Sich mit Leuten treffen, die auch arbeitslos sind, ist auch doof, weil ich habe die Erfahrung gemacht, dass die einen dann nur benutzen, um IHRE Struktur, Tagesstruktur so äh zu festigen. (.) Denn wenn die Leute dann erstmal so auf dem Weg sind, sich mit Gleichgesinnten zu treffen und dann die Bierkannen aufgemacht werden, dann ist meistens schon der Tag gelaufen, weil wenn die Leute was getrunken haben, IST dann nichts mehr mit Arbeit. (.) Oder mit irgendwelchen Aufgaben erledigen. [...] wenn die in der sozialen Einrichtung sitzen und saufen, ist das DEREN Sache. ICH habe einen Führerschein, ich habe ein Auto, ich habe einen Anhänger und muss sehen, dass ich das Ganze so gegenfinanziere, dass am Ende des Jahres zumindest noch eine, eine kleine, kleine Null bei rauskommt.

Herr Brockschmidt nennt verschiedene Aspekte von Arbeitslosigkeit und schafft ein differenziertes Bild. Das Stereotyp des „in den Tag hineinlebenden“, „Bier trinkenden“ Arbeitslosen ist ihm durchaus bekannt und zudem auch in seiner Erfahrungswelt etabliert. Während er sich von dieser Gruppe von Arbeitslosen abgrenzt, fehlt allerdings die Akkusation und Abwertung wie beim zuvor dargestellten Typ 1. Die Menschen, die „Alkohol trinken“ und „rumhängen“, können das gerne machen, für seinen Alltag und seine Bedürfnisse sei das hingegen ungeeignet. Er nimmt nicht an der Lebenswelt dieser Arbeitslosen teil und grenzt sich insofern von ihnen ab (Distinktion), verurteilt sie allerdings nicht (Exkulpation). Dies zeigt auch das folgende Zitat. Unmittelbar mit dem Deutungsmuster des faulen Arbeitslosen konfrontiert, spricht sich Herr Brockschmidt deutlich dagegen aus:

„Ja, die Aussage, dass jemand FAUL ist, begründet sich ja dahingehend, dass die Menschen nach außen hin dieses Bild DARSTELLEN. Das heißt, sie setzen sich in die Innenstadt, Dose, Flasche Bier am Hals und das ist für viele einfach die Frage, warum man dann schon vormittags BIER trinkt. Weil die Leute nichts anderes zu tun haben, weil sie sind einfach außen vor. Sie sind von der Gesellschaft äh abgekoppelt und müssen ihr eigenes Dingen machen. (.) [...] So, und die Sache mit der Faulheit hat ja nichts damit zu tun“

Er exkulpiert nicht nur die Arbeitslosen, sondern erläutert auch, inwiefern die Zuschreibung der „Faulheit“ an öffentlich sichtbar untätigen Menschen auf falschen Annahmen beruhe. Die Bier trinkenden Arbeitslosen seien seiner Meinung nach derartig sozial exkludiert, dass ihr Verhalten eine Art Bewältigungsstrategie darstelle („die müssen ihr eigenes Dingen machen“).

Dass Arbeitslose aus Sicht von Herrn Brockschmidt auch nicht für ihre Arbeitslosigkeit verantwortlich gemacht werden können, wird aus seiner Argumentation zu den Ursachen ebenfalls deutlich:

„Ja, Arbeitslosigkeit kommt dadurch zustande, Punkt eins, dass man seinen Job macht und der Arbeitgeber dann festgestellt, er kann das finanziell ver/äh so nicht mehr halten. Sei es, dass man Konkurs miterlebt, sei es, dass man (.) verschiedene Bereiche in den Betrieben ausgliedert und dass es dann halt (.) unter anderen Bedingungen gemacht wird, dass also Firmen dann äh in Fusion zusammengehen und dass dann halt Arbeiter dann oder Angestellte dann überflüssig werden. (..) Das ist ja das riesen Problem in so einer heutigen Zeit. Die rechnen alle mit spitzem Bleistift, müssen sie auch, um eben halt den eigenen Betrieb zu erhalten“

Ganz grundlegend vertritt Herr Brockschmidt eine auf dem Wirtschaftssystem beruhende Argumentation. Betriebe müssen Mitarbeitende wegrationalisieren, um sich zu erhalten. Sämtliche entstehende Arbeitslosigkeit lasse sich auf die Bedingungen zurückführen, die aus dem Wettbewerb von Unternehmen heraus entstehen. In eine ähnliche Richtung erfolgt die Argumentation über den Wandel des Arbeitsmarktes. So nimmt er an, dass viele Arbeitnehmende, insbesondere im hohen Alter bzw. mit gesundheitlichen Einschränkungen nicht in der Lage seien, sich an die Bedingungen der Arbeitswelt, die flexible Umschulungen erfordert anpassen können. Im Interview hebt er immer wieder hervor, wie wichtig ihm das Tätigsein sei, die dafür notwendigen Fähigkeiten und sein materielles Eigentum. Die Motivation dafür sei dabei stärker als Bedürfnis nach einer Beschäftigung bzw. Tagesstruktur gerahmt als nach der Einhaltung einer Erwerbsarbeitsnorm. Auch wenn er die Situation bzw. das Verhalten anderer Arbeitsloser nachvollziehen kann und sie nicht verurteilt, begreift er sich jedoch nicht als Teil einer Art Solidargemeinschaft Arbeitsloser, sondern mache (wie die abgekoppelten Arbeitslosen) sein „eigenes Dingen“ und illustriert damit eindrücklich den Typus der Exkulpation und partiellen Distinktion von Arbeitslosen.

5.3 Selbstpositionierungstyp 3: Affiliation und Exkulpation

Der dritte Selbstpositionierungstyp lässt sich charakterisieren durch eine klare **Affiliation** mit der „Gruppe“ der als homogen verstandenen sozialen Kategorie der Arbeitslosen und deren gleichzeitiger **Exkulpation** sowie (konsequenterweise) auch der eigenen Person. Bei diesem Typ dominieren Deutungsmuster, die die Ursachen von Arbeitslosigkeit jenseits der Einflussmöglichkeiten Arbeitsloser verorten, wie vor allem **strukturelle Ursachen**. Typisch ist die **Annahme einer (weitgehenden) Handlungssohnmacht** insbesondere in Bezug auf Wiederbeschäftigung. Dies plausibilisiert sich bspw. über die angenommene Abhängigkeit arbeitsloser Individuen von wirtschaftlichen Entscheidungstragenden bei der Bewerbung und Arbeitsaufnahme. Das Handeln von Arbeitslosen wird als Ergebnis struktureller Gegebenheiten verstanden. Dispositionen, Denkweisen und selbst der individuelle „Wille“, werden auf den Status als Arbeitslose bzw. auf die unzureichenden Handlungsmöglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt zurückgeführt. Die Arbeitslosigkeit wird damit ein sich selbst verstärkender und verstetigender Zustand. Bei diesem Typ werden Arbeitslose als eine **Schicksalsgemeinschaft** gedeutet, die unverschuldet in

diese Situation geraten und auf das Wohlwollen von Politik und Arbeitgeber*innen angewiesen sind. Der Typ beschreibt eine Dichotomie, welche mit den machtvollen „da oben“ und den machtlosen bzw. ausgelieferten „hier unten“ einhergeht.

Fallbeispiel Typ 3: „Frau Schneider“

Frau Schneider ist 63 Jahre alt und war zum Zeitpunkt des Interviews bereits neun Jahre arbeitslos. Sie war zuvor als Altenpflegerin tätig und ist aufgrund eines „Zusammenbruchs“ bzw. psychischer und physischer Erschöpfung und entsprechender Einschränkungen auf Dauer arbeitslos geworden. In ihrem Leben ist sie verschiedenen Tätigkeiten nachgegangen, ist ursprünglich ausgebildete Schuhverkäuferin, war aber auch als Zimmermädchen und Kellnerin tätig. Als Altenpflegerin war sie bis zum Beginn ihrer Arbeitslosigkeit tätig. Den „Zusammenbruch“ führt sie dabei auf die immensen Belastungen, wie z.B. Überstunden, durch die Arbeit zurück. Durch die bleibenden gesundheitlichen Beschwerden konnte Frau Schneider sich seither lediglich auf einfache Büro- bzw. Empfangstätigkeiten bewerben. Trotz Fortbildungen, Bewerbungstrainings und IT- Kursen sei sie in der gesamten Zeit jedoch nicht einmal zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen worden. Derweil nahm sie an etlichen Maßnahmen des Jobcenters teil. Die langanhaltende Arbeitslosigkeit belastet Frau Schneider sehr; so kämpfte sie auch während des Interviews mehrmals mit den Tränen. Auf die Frage nach Ursachen von Arbeitslosigkeit antwortete sie:

„(..) Ja, warum gibt es Arbeitslosigkeit? Weil es keine Arbeit gibt, ne? Also (.) (räuspert sich) die Leute suchen Arbeit und äh kriegen keine Arbeit oder finden keine Arbeit oder äh (.) sind zu alt, zu krank, (.) werden abgewiesen (räuspert sich) oder (.) wie gesagt, der Arbeitgeber hat so viele Stellenanzeigen. Ihm fällt das wahrscheinlich selber auch schwer, ne, wie er sich entscheiden soll.“

Frau Schneider begegnet der Frage nach den Ursachen von Arbeitslosigkeit mit einer strukturellen Argumentation. Die wirtschaftlichen Verhältnisse und ihr Wandel werden von Frau Schneider weitestgehend als eine Kraft aufgefasst, auf die alle Beteiligten (inkl. Arbeitgeber*innen) keinen Einfluss nehmen können. Es sei irrelevant, ob „die Leute“ Arbeit suchen oder wie sehr sie sich dabei bemühen, wenn es keine Arbeit gebe. Letzten Endes führt sie die Arbeitslosigkeit auf die wirtschaftliche Lage und die Nicht-Passung von Eigenschaften Arbeitssuchender in Bezug auf die vermeintlichen Anforderungen des Arbeitsmarktes (zu alt, zu krank) zurück. Implizit wird also von einer Arbeitswelt ausgegangen, die junge, gesunde, kreative und studierte Arbeitskräfte erfordert. Die „normalen Leute“ seien diesem Wandel zunächst einmal ausgeliefert. So werden die Arbeitslosen in dieser Argumentation gänzlich exkulpiert und Frau Schneider zählt sich selbst zu ihnen (Affiliation).

Obwohl das Interview mit Frau Schneider von einem Deutungsmuster dominiert wird, welches die Bedingungen der Wirtschaftswelt in den Mittelpunkt rückt, heißt

das nicht, dass nicht auch andere Deutungsmuster zur Anwendung kommen. So unterliegen Arbeitgebende zwar auch den (Arbeits-)Marktlogiken, haben jedoch eine größere Wirkmacht und können entsprechend stärker für vermeintliches Fehlverhalten verantwortlich gemacht werden. Auf die Bitte nach Konkretisierung ihrer Meinung nach notwendiger Leistungsfähigkeit am Beispiel „alter Leute“ antwortet sie:

„Ne? Also die auch schon das Alter haben, die nicht mehr so fit sind. (.) Beziehungsweise äh wo der Arbeitgeber sagt „Die sind ALT, die schmeißen wir raus, dann nehmen wir Junge“. Haben wir ja auch schon oft gehört, ne, und gelesen, dass dann die Alten leider (.) abgeschoben wurden und (.), ja, weil sie einfach nicht mehr gebraucht wurden, wie auch immer. (.) Ne? Die dann schon über 50 sind. Hat man ja auch schon gehabt, die dann gemobbt wurden und, (.) ne, vom Alter her und/ (.) Ja.“

Den Arbeitgebenden wird an dieser Stelle vorgeworfen, alte Leute „rauszuschmeißen“, „abzuschieben“ oder „rauszumobben“, um sie durch Jüngere zu ersetzen. Während die Entscheidungstragenden hier also als rücksichtslos dargestellt werden, bleibt der rationale, eben wirtschaftliche Grund ihres Handelns bestehen. Die Deutungsmuster, nach denen in erster Linie wirtschaftliche Entwicklungen und die (verwerfliche) Ausnutzung der Situation von Seiten der Arbeitgebenden ursächlich für Arbeitslosigkeit seien, greifen mit der Selbstpositionierung von Frau Schneider nahtlos ineinander. Es gebe „einfach keine Arbeit“ für einen großen Teil der Bevölkerung. Trotz jahrelanger Bemühungen finde daher auch Frau Schneider keine Anstellung. Die individuelle Haltung zur Arbeit z.B. der Arbeitswille spiele unter diesen Bedingungen keine Rolle. Als Opfer des strukturellen Wandels der Wirtschaft oder profitorientierten Unternehmen werden Arbeitslose exkulpiert und der Status der Arbeitslosigkeit moralisch entlastet, was eine Zugehörigkeit weitestgehend entproblematisiert.

Das Bild „fauler“ bzw. „arbeitsunwilliger“ Arbeitsloser ist Frau Schneider vertraut, wird von ihr aber zurückgewiesen. Nach ihrer Ansicht *wollen* die meisten Menschen arbeiten, sowohl aus Geld- oder Selbstwertgründen als auch aus der gesundheitsschädlichen Wirkung von Arbeitslosigkeit. Die Behauptung, dass Arbeitslose nicht arbeiten wollen, bezeichnet sie als „Lüge“. Neben ihrem Selbstverständnis als Teil der einfachen Leute respektive Arbeiter*innen zeigt sich die Affiliation von Frau Schneider zu anderen Arbeitslosen auch in der folgenden Äußerung:

*„Die [Erwerbstätigen; Anm. der Autor*innen] wissen doch gar nicht, wie es den Arbeitslosen geht. (.) Ne? Ne? Die haben ihren, ihren Tagesablauf, die haben ihre Struktur. Ne? Wie alles geht. Ihre Familien usw., machen ihren Urlaub und haben alles äh geplant. Aber der Arbeitslose muss doch kämpfen. Die wissen das doch gar nicht. (.) Ne? Wie es einem geht. Ne? Und dass man dann psychisch auch krank wird, wenn man dann noch den Druck von Hartz IV noch hat usw. Man, man bemüht sich und man kriegt aber nichts und man möchte auch nicht alles*

annehmen. Ne? [...] Die müssen erstmal selber arbeitslos werden, dann können sie MITREDEN. (.) Ich rege ja/ Ich rede ja so, weil ich das ja selber erlebe. Ne? Ne? So sehe ich das.“

In ihrem Widerstand gegen das Bild von „faulen“ Arbeitslosen – insbesondere von Menschen ohne hinreichende Erfahrungen mit Herausforderungen der Arbeitslosigkeit – hebt sie hier deutlich die Ignoranz entsprechender erwerbstätiger Menschen hervor und weist diese Form der Fremd-Etikettierung vehement zurück. Sie nimmt die Gruppe der Arbeitslosen in Schutz, erklärt ihre Situation und hebt dabei zugleich hervor, dass sie diese Dinge eben auch selbst erlebe. Zusammenfassend zeigt sich bei Frau Schneider eine resignative Haltung, da sie ihre eigene erfahrene Ohnmacht im Erwerbsleben mehrfach zum Thema macht. Sie positioniert sich entsprechend als zugehörig zu der Gruppe der Arbeitslosen, die abhängig sind von wirtschaftlichen Entwicklungen, Entscheidungstragenden und die Vergabe von „Chancen“ durch diese (Affiliation). Zu keinem Zeitpunkt stimmt sie der Annahme einer selbstverschuldeten Arbeitslosigkeit zu, sondern empfindet diese Annahme als Ungerechtigkeit gegenüber arbeitslosen Menschen (Exkulpation).

6 Zusammenfassung und Diskussion

Ziel des Beitrags war es, die unterschiedlichen Selbstpositionierungsweisen von arbeitslosen Menschen zu verdeutlichen und typologisch zu unterscheiden. Ein weiteres Ziel war es, zu erkunden, wann und warum welche Deutungsmuster (auch für sich) angenommen werden. Anders als es die in Abschnitt 2 skizzierten – weitestgehend negativen – Deutungsmuster von Arbeitslosen im öffentlichen Diskurs nahelegen, dass nur *eine* mögliche Umgangsweise, nämlich eine Selbstpositionierung als „Opfer“ dieser Zuschreibungen denkbar sei, konnten wir hier drei sehr unterschiedliche Selbstpositionierungsweisen rekonstruieren.

Zunächst zeigt sich der Selbstpositionierungstyp „Distinktion und Akkusation“ (Typ 1), der davon ausgeht, dass im Prinzip jeder arbeiten kann, der nur will. Die Erwerbsarbeitsnorm ist hier besonders stark ausgeprägt. Distinktionshandlungen bspw. durch die Selbstdefinition als „aktive*r“ Arbeitslose*r haben den Zweck, zur eigenen Respektabilität beizutragen. Dem Typ 1 geht es insbesondere darum, rechtschaffende*r Bürger*in zu sein, was beinhaltet, staatliche „Almosen“ nicht anzunehmen oder möglichst zu vermeiden. Ausschließliches „Tätigsein“ wie z.B. Reproduktionsarbeit ist für diesen Typ nicht ausreichend. Zur Erklärung von (anhaltender) Arbeitslosigkeit werden insbesondere Deutungsmuster wirksam, die den arbeitslosen Individuen die Schuld zuschreiben, während die Ursache der eigenen Arbeitslosigkeit vor allem mit Schicksalsschlägen erklärt wird. Eine radikale Distinktion, Akkusation und Abwertung anderer scheinen eine logische Konsequenz zu sein, wenn die Sorge besteht, selbst abgewertet zu werden. Der zweite Selbstpositionierungstyp ist die „Distinktion und Exkulpation“ (Typ 2). Die Distinktionshandlung besteht insbesondere gegenüber der Gruppe von Arbeitslosen,

die nicht als „Ausnahmen“ identifiziert werden können, während die eigene Situation als Besonderheit hervorgehoben wird. Eine Abwertung anderer Arbeitslosen-Gruppen findet jedoch nicht statt. Hier ist u.a. eine Orientierung an einer „Norm des Beschäftigtseins“ (busy ethic) festzustellen: Auch dieser Selbstpositionierungstyp ist zwar arbeitslos, aber trotzdem nicht untätig. Bei der Erklärung von Arbeitslosigkeit werden zudem oft fatalisierende und strukturelle Deutungsmuster wirksam. Der dritte von uns rekonstruierte Selbstpositionierungstyp ist die „Affiliation und Exkulpation“ (Typ 3). Arbeitslose werden als Personengruppe wahrgenommen, die von den Entscheidungstragenden oder vom Wandel der Arbeitswelt abhängig sind und somit nicht selbstwirksam in Bezug auf ihr Arbeitsleben. Nicht jeder der arbeiten will, kann arbeiten lautet hier die Prämisse. Zur Erklärung von Arbeitslosigkeit werden insbesondere strukturelle Ursachen herangezogen, gegen die das machtlose Individuum nichts ausrichten kann, was für ein dichotomes Gesellschaftsbild spricht. Zur Wahrung der persönlichen Integrität, die bei (langanhaltender) Arbeitslosigkeit aufgrund eines – wie bei diesem Typ – Ohnmachtsgefühls brüchig wird, kann die Positionierung als Betroffene*r von unbeeinflussbaren Machtverhältnissen eine mögliche Konsequenz sein.

Allen hier dargestellten Typen ist gemeinsam, dass sie sich an dem Bild des „würdigen“ Arbeitslosen orientieren und davon ausgehend die eigene Situation definiert wird. Konkret bedeutet das für unsere Studie, dass das Bild eines „würdigen“ Arbeitslosen als sozial dominante Norm aufgefasst wird. Dies zeigt sich in unterschiedlicher Weise: In der Betonung des außerordentlichen Engagements bei der Arbeitssuche (Typ 1), der Betonung des Besonderen im eigenen Fall und alternativer Beschäftigung (Typ 2)¹³ und der Betonung der eigenen Handlungsohnmacht in Bezug auf Arbeitslosigkeit und Arbeitsaufnahme (Typ 3). Insgesamt gehen wir deshalb davon aus, dass es sich bei der Selbstpositionierung vor allem um eine Strategie der Respektabilitäts-erhaltung unter den Bedingungen der Stereotypisierung und Abwertung von Arbeitslosen handelt.

Die hier vorliegende Verknüpfung von Deutungsmuster- und Selbstpositionierungsanalyse kann aus unterschiedlichen Gründen als fruchtbar gewertet werden. Wir konnten zeigen, dass soziale Deutungsmuster von Arbeitslosigkeit in der Selbstbeschreibung einen bestimmten Zweck erfüllen. Sie können in der Selbstpositionierung genutzt werden, um sich von anderen abzugrenzen oder eine Zugehörigkeit zu betonen. So konnten bestimmte (individualisierende und fatalisierende) Deutungsmuster von Arbeitslosigkeit bei zwei Selbstpositionierungstypen (1 und 2) rekonstruiert werden, wenn sie dem Zweck der Distinktion dienten, während die Affiliation zur Gruppe der Arbeitslosen (Typ 3) insbesondere durch strukturelle

13 Eine Abweichung vom „würdigen“ Arbeitslosen zeigt sich dennoch bei Typ 2, der die Wiederaufnahme einer Erwerbsarbeit nicht priorisiert, jedoch alternative, vermeintlich anerkannte Lebensführungen betont.

Deutungsmuster von Arbeitslosigkeit geprägt war, um zu betonen, dass Arbeitslose als ohnmächtiges Kollektiv wahrgenommen werden.

Eine weitere Erkenntnis unserer Untersuchung betrifft die Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Selbstpositionierung und dem Umgang mit negativen Zuschreibungen. Unsere Ergebnisse legen nahe, dass eine konsequente Selbstpositionierung von Arbeitslosen jenseits der Negativbeschreibungen dazu führen kann, dass die Betroffenheit durch negative Zuschreibungen geringer ausfällt. Bei Typ 2 konnte z.B. eine alternative Selbstpositionierungslogik rekonstruiert werden, die sich – wissend um die negativen Zuschreibungen – eher als eine Form der Disktinktion gegenüber diesen Stereotypen auszeichnet, statt zu einer Identifikation mit dem Stereotyp „Arbeitslose“ führt, wie in der Studie von Gurr und Lang (2018: 266) vermutet. Im Vergleich dazu kann die Selbstpositionierung von Typ 3 herangezogen werden, bei dem die Betroffenheit durch negative Zuschreibungen sehr deutlich wird, obwohl die Ursachen der Arbeitslosigkeit insbesondere strukturellen Faktoren und den Entscheidungen von Arbeitgeber*innen zugeschrieben wird und sich dieser Typ selbst als „Opfer“ dieser Ursachen positioniert. Daraus schlussfolgern wir, dass nicht (allein) Faktoren wie z.B. die *Dauer* der Arbeitslosigkeit entscheidend sind (vgl. ebd.), sondern *welche alternativen* Selbstbeschreibungen jenseits der Negativbewertungen subjektiv wirkmächtig sind. Daher gehen wir davon aus, dass eine starke Übernahme des Bildes eines wie auch immer definierten „würdigen Arbeitslosen“ in die Selbstbeschreibung dazu führt, dass die Betroffenheit durch negative Zuschreibungen¹⁴ geringer ausfällt (siehe Typ 1 und Typ 2).

Aufgrund des qualitativ-rekonstruktiven Vorgehens sind keine Aussagen darüber möglich, wie häufig die dargelegten Typen (und womöglich weitere) vorkommen. Gleiches gilt für die Frage, worauf die Unterschiede bei den Selbst- und Fremdeutungen zurückgeführt werden können. Zumindest naheliegende Faktoren sind hier die jeweilige Nähe zum Arbeitsmarkt, das gesellschaftliche Milieu und die generationale Zugehörigkeit – und nicht zuletzt aber wohl auch die jeweils geltenden Sozialgesetze. So legt die 2023 in Kraft getretene Bürgergeldreform mit ihrem Fokus auf „Augenhöhe“ (etwa durch die sog. Kooperationspläne), höheren Regelsätzen oder der Abschaffung des Vermittlungsvorrangs zumindest oberflächlich eine weniger „akkusative“ Perspektive auf arbeitslose Menschen nahe. Gleichzeitig mag eine als vermeintlich allzu großzügig wahrgenommene Grundsicherung auch den Diskurs um den „rationalen Arbeitslosen“ befördern und damit eine Position der Akkusation und Distinktion gerade unter Arbeitslosen verhärtet. Dies abzuschätzen erfordert aber weitere Untersuchungen der fortlaufenden diskursiven Entwicklungen und damit einhergehender Formen subjektiver Aneignungen.

Insgesamt kann resümiert werden, dass sich auch die von uns befragten Arbeitslosen der symbolischen Gewalt, die von diskursdominanten Deutungsmustern von Arbeitslosigkeit ausgeht, nicht völlig entziehen können aber unterschiedlich damit

14 Zu unterscheiden ist hiervon die Belastung durch den Zustand der Arbeitslosigkeit selbst.

umgehen. Arbeitslose als passiv und als gesellschaftlichen Zuschreibungen hilflos ausgesetzt zu "konstruieren", versperrt den Blick auf die vielfältigen Formen ihrer Selbstpositionierung.

Literaturverzeichnis

- Bescherer, Peter, Rößenack, Silke & Schierhorn, Karen (2008): Nach Hartz IV: Erwerbsorientierung von Arbeitslosen. *Aus Politik und Zeitgeschichte* (33–34): 19–24.
- Bosančić, Saša (2016): Zur Untersuchung von Subjektivierungsweisen aus wissenssoziologisch-diskursanalytischer Perspektive, in: Saša Bosančić & Reiner Keller (Hrsg.), *Perspektiven wissenssoziologischer Diskursforschung*. Wiesbaden: Springer VS. S. 95–119.
- Bosančić, Saša (2018): Gesellschaftliche Marginalisierung und Selbst-Positionierungsweisen angelernter Arbeiter in der „Wissensgesellschaft“, in: Laura Behrmann, Falk Eckert, Andreas Gefken & Peter A. Berger (Hrsg.), „*Doing Inequality*“. *Prozesse sozialer Ungleichheit im Blick qualitativer Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer VS. S. 149–166.
- Brenke, Karl & Peter, Michael (1985): Arbeitslosigkeit im Meinungsbild der Bevölkerung, in: Michael von Klipstein & Burkhard Strümpel (Hrsg.), *Gewandelte Werte – Erstarrte Strukturen. Wie die Bürger Wirtschaft und Arbeit erleben*. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft (Wirtschaft und Beschäftigung, 3). S. 87–127.
- Bröckling, Ulrich (2019): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. [7. Aufl.] Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butterwegge, Christoph (2018): *Krise und Zukunft des Sozialstaates*. [6. Aufl.] Wiesbaden: Springer VS.
- Cook, Fay Lomax & Barrett, Edith J. (1992): *Support for the American Welfare State. The Views of Congress and the Public*. New York: Columbia University Press.
- Dörre, Klaus, Scherschel, Karin, Booth, Melanie, Haubner, Tine, Marquardsen, Kai & Schierhorn, Karen (2013): *Bewährungsproben für die Unterschicht? Soziale Folgen aktivierender Arbeitsmarktpolitik*. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.
- Dörre, Klaus (2014): Diskriminierende Prekarität – ein neuer Typus unsicherer Arbeits- und Lebensformen, in: Siegfried Frech & Olaf Groh-Samberg (Hrsg.), *Armut in Wohlstandsgesellschaften*. Schwalbach am Taunus: Wochenschau-Verlag. S. 57–77.
- Eckert, Anna (2018): *Respektabler Alltag. Eine Ethnographie von Erwerbslosigkeit*. Berlin: Panama Verlag.
- Ekerdt, David J. (1986): The busy ethic: Moral continuity between work and retirement. *The Gerontologist* 26(3): 239–244.
- Englert, Kathrin, Grimm, Natalie & Sondermann, Ariadne (2012): Die zentrale Bedeutung von Erwerbsarbeit als Hindernis für alternative Formen der Vergemeinschaftung. *Widersprüche: Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich* 32(124):11–23.
- Fehr, Sonja & Vobruba, Georg (2011): Die Arbeitslosigkeitsfalle vor und nach der Hartz-IV-Reform. *WSI-Mitteilungen* (5): 211–217.
- Franzmann, Manuel (Hrsg.) (2010): *Bedingungsloses Grundeinkommen als Antwort auf die Krise der Arbeitsgesellschaft*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1967): *The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research*. Chicago: Aldine.

- Grau, Uwe & Thomsen, Klaus (1987): Die Attribuierung des Vorwurfs der Arbeitsunwilligkeit. Zur Rolle des Arbeitslosen, in: Thomas Kieselbach & Ali Wacker (Hrsg.), *Individuelle und gesellschaftliche Kosten der Massenarbeitslosigkeit. Psychologische Theorie und Praxis*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag. S. 107–119.
- Gurr, Thomas & Jungbauer-Gans, Monika (2017): Eine Untersuchung zu Erfahrungen Betroffener mit dem Stigma Arbeitslosigkeit. *Soziale Probleme* 28(1): 25–50.
- Gurr, Thomas & Lang, Sebastian (2018): Zum Stigmabewusstsein Arbeitsloser. Eine Mixed-Methods-Analyse. *Soziale Welt* 69(3): 252–292.
- Hirsland, Andreas & Ramos Lobato, Philipp (2014): „Die wollen ja ein bestimmtes Bild vermitteln.“: Zur Neupositionierung von Hilfeempfängern im aktivierenden Sozialstaat. *SWS-Rundschau* 54(2): 181–200.
- Hoffmann, Markus (2019): Bezugsprobleme als zentrales Element von Deutungsmusteranalysen. Methodologische Bestimmungen und methodische Implikationen, in: Nicole Bögelein & Nicole Vetter (Hrsg.), *Der Deutungsmusteransatz. Einführung – Erkenntnisse – Perspektiven*. Weinheim: Beltz Juventa. S. 204–225.
- Katz, Michael B. (1989): *The Undeserving Poor. From the War on Poverty to the War on Welfare*. New York: Pantheon Books.
- Kaufmann, Matthias (2013): *Kein Recht auf Faulheit. Das Bild von Erwerbslosen in der Debatte um die Hartz-Reformen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kelle, Udo & Kluge, Susann (2010): *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. [2., überarb. Aufl.] Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, Rainer (2014): Wissenssoziologische Diskursforschung und Deutungsmusteranalyse, in: Cornelia Behnke, Diana Lengersdorf & Sylka Scholz (Hrsg.), *Wissen – Methode – Geschlecht. Erfassen des fraglos Gegebenen*. Wiesbaden: Springer VS. S. 143–159.
- Knabe, André, Fischer, Hagen & Klärner, Andreas (2018): Armut als relationales Konstrukt. Die (Re)Produktion sozialer Ungleichheiten durch Stigmatisierung und Kontrollversuche in sozialen Netzwerken, in: Laura Behrmann, Falk Eckert, Andreas Gefken & Peter A. Berger (Hrsg.), *"Doing Inequality". Prozesse sozialer Ungleichheit im Blick qualitativer Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer VS. S. 167–190.
- Kraus, Katrin (2008): *Beschäftigungsfähigkeit oder Maximierung von Beschäftigungsoptionen? Ein Beitrag zur Diskussion um neue Leitlinien für Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik*. Expertise im Auftrag der Friedrich-Ebert-Stiftung. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung Abt. Wirtschafts- und Sozialpolitik (WISO-Diskurs – Expertisen und Dokumentationen zur Wirtschafts- und Sozialpolitik).
- Kronauer, Martin, Vogel, Berthold & Gerlach, Frank (1993): *Im Schatten der Arbeitsgesellschaft. Arbeitslose und die Dynamik sozialer Ausgrenzung*. Frankfurt: Campus-Verlag.
- Lehnert, Katrin (2009): "Sozialschmarotzer" versus "Arbeitskraftunternehmer". Aktuelle Hintergründe der Sozialmissbrauchdebatte, in: Gerrit Herlyn, Johannes Muske, Klaus Schönberger & Ove Sutter (Hrsg.), *Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen*. Mering: Rainer Hampp Verlag. S. 245–263.
- Lessenich, Stephan (2008): *Die Neuerfindung des Sozialen: der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus*. Bielefeld: Transcript.

- Lüders, Christian & Meuser, Michael (1997): Deutungsmusteranalyse, in: Ronald Hitzler & Anne Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 57–79.
- Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang (2021): Arbeitslosigkeit und soziale Ausschließung, in: Roland Anhorn & Johannes Stehr (Hrsg.), *Handbuch Soziale Ausschließung und Soziale Arbeit*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. S. 465–487.
- Marquardsen, Kai (2011): Eigenverantwortung ohne Selbstbestimmung? Zum Verhältnis von "Autonomie" und Heteronomie in der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik. *PROKLA* 41(2): S. 231–251.
- Moser, Johannes (1993): *Jeder, der will, kann arbeiten. Die kulturelle Bedeutung von Arbeit und Arbeitslosigkeit*. Wien: Europaverlag.
- Neckel, Sighard & Sutterlüty, Ferdinand (2008): Negative Klassifikationen und die symbolische Ordnung sozialer Ungleichheit, in: Sighard Neckel & Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), *Mittendrin im Abseits*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 15–25.
- Nüchter, Oliver, Bieräugel, Roland, Glatzer, Wolfgang & Schmid, Alfons (2010): *Der Sozialstaat im Urteil der Bevölkerung*. Opladen: B. Budrich.
- Oschmiansky, Frank (2003): Faule Arbeitslose? Zur Debatte über Arbeitsunwilligkeit und Leistungsmissbrauch. *Aus Politik und Zeitgeschichte* (6-7): 10–16.
- Oschmiansky, Frank, Kull, Silke & Schmid, Günther (2001): *Faule Arbeitslose? Politische Konjunkturen einer Debatte*. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
- Oschmiansky, Frank, Kull, Silke & Schmid, Günther (2003): Faule Arbeitslose? Politische Konjunktur und Strukturprobleme der Missbrauchsdebatte. *Leviathan* 31(1): 543–557.
- Paoli, Guillaume (2002) (Hrsg.): *Mehr Zuckerbrot, weniger Peitsche. Aufrufe, Manifeste und Faulheitspapiere der Glücklichen Arbeitslosen*. Berlin: Edition Tiamat Verlag Klaus Bittermann.
- Platz, Christine & Schetsche, Michael (2001): Grundzüge einer wissenssoziologischen Theorie sozialer Deutungsmuster. *Sozialer Sinn* 2(3): 511–536.
- Promberger, Markus, Wenzel, Ulrich, Pfeiffer, Sabine, Hackett, Anne & Hirsland, Andreas (2008): Beschäftigungsfähigkeit, Arbeitsvermögen und Arbeitslosigkeit. *WSI-Mitteilungen* (2): 70–76.
- Sammet, Kornelia (2016): Weltsichten von Arbeitslosen: biographische Erfahrungen und kollektive Orientierungen, in: Kornelia Sammet, Frank Bauer & Franz Erhard (Hrsg.), *Lebenslagen am Rande der Erwerbsgesellschaft*. Weinheim: Beltz Juventa. S. 24–45.
- Schatzman, Leonard & Strauss, Anselm (1973): *Field Research. Strategies for a Natural Sociology*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Schiek, Daniela, Ullrich, Carsten G. & Blome, Frank (2019): *Generationen der Armut. Zur familialen Transmission wohlfahrtsstaatlicher Abhängigkeit*. Wiesbaden: Springer VS.
- Spreen, Dominik, Vukoman, Marina & Ullrich, Carsten G. (2024): Deutungsmuster von Arbeitslosigkeit: *Zeitschrift für Soziologie* 53(1): 43–57.
- Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet (1990): *Basics of Qualitative Research*. London: Sage.
- Sutter, Ove (2013): *Erzählte Prekarität: autobiographische Verhandlungen von Arbeit und Leben im Postfordismus*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Ullrich, Carsten G. (2008): *Akzeptanz des Wohlfahrtsstaates. Präferenz, Konflikt, Deutungsmuster*. Wiesbaden: VS-Verlag.

- Ullrich, Carsten G. (2020): *Das Diskursive Interview. Methodische und methodologische Grundlagen*. [2. Auflage] Wiesbaden: Springer VS.
- Uske, Hans (1995a): *Das Fest der Faulenzer. Die öffentliche Entsorgung der Arbeitslosigkeit*. Duisburg: DISS.
- Uske, Hans (1995b): Die diskursive Entsorgung der Massenarbeitslosigkeit. *rbph* 73(3): 755–772.
- Uske, Hans (2000): „Sozialschmarotzer“ und „Versager“. Missachtung und Anerkennung in Diskursen über Massenarbeitslosigkeit, in: Ursula Holtgrewe, Stephan Voswinkel & Gabriele Wagner (Hrsg.), *Anerkennung und Arbeit*. Konstanz: UVK. S. 169–192.
- Weißmann, Marliese (2016): Auf der Suche nach Anschluss: fragile Zugehörigkeitskonstruktionen bei Arbeitslosen, in: Kornelia Sammet, Frank Bauer & Franz Erhard (Hrsg.), *Lebenslagen am Rande der Erwerbsgesellschaft*. Weinheim: Beltz Juventa. S. 46–66.
- Wietschorke, Jens (2019): Grenzen der Respektabilität. Zur Geschichte einer Unterscheidung. *Aus Politik und Zeitgeschichte* (44-45): 33–39.
- Wogawa, Diane (2000): *Missbrauch im Sozialstaat. Eine Analyse des Missbrauchsarguments im politischen Diskurs*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Zick, Andreas, Küpper, Beate & Berghan, Wilhelm (2019): *Verlorene Mitte – feindselige Zustände. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2018/19*. Hg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung v. Franziska Schröter.
- Zilian, Hans Georg & Moser, Johannes (1989): Der rationale Schmarotzer. *PROKLA* 19(77):33–54.